



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lessings sämtliche Werke

in 20 Bänden

Kleinere philologische Abhandlungen

Lessing, Gotthold Ephraim

Stuttgart, [1884?]

Anmerkungen über das Epigramm. 1771

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65849](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65849)

Verstreute
Anmerkungen über das Epigramm
und
einige der vornehmsten Epigrammatisten.*)

I.
Ueber das Epigramm.

1.

Man hat das Wort Epigramm verschiedentlich übersezt, durch Ueberschrift, Aufschrift, Inschrift, Sinnschrift, Sinngedicht u. s. w. Ueberschrift und Sinngedicht sind, dieses durch den Gebrauch des Logau und jenes durch den Gebrauch des Wernicke, das Gewöhnlichste geworden, aber vermutlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberschrift verdrängen.

Aufschrift und Inschrift müssen sich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in seinem Ursprunge war, das, woraus die so genannte Dichtungsart nach und nach entstanden ist.

Wenn Theseus in der Landenge von Korinth eine Säule errichten und auf die eine Seite derselben schreiben ließ: „Hier ist nicht Peloponnesus, sondern Attika,“ sowie auf die entgegenstehende: „Hier ist Peloponnesus und nicht Attika,“ so waren diese Worte das Epigramm, die Aufschrift der Säule. Aber wie weit scheint ein solches Epigramm von dem entfernt zu sein, was wir bei dem Martial also nennen! Wie wenig scheint eine solche Aufschrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Ursache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem wichtigsten Spielwerke, der sinnreichsten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, sich um diese Ursache zu kümmern?

*) Zuerst gedruckt in „Gotthold Ephraim Lessings vermischten Schriften. Erster Teil. Berlin, 1771. Bei Chr. Fr. Voß“.

Für das eine wie für das andere erklärte sich Davassor. *) Es deuchte ihm sehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort seiner Ableitung nach bedeute und ehemals nur bedeutet habe. Genug, daß ein jeder von selbst sehe, daß es jetzt dieses nicht mehr bedeute. Das Wort sei geblieben, aber die Bedeutung des Wortes habe sich verändert.

Gleichwohl ist gewiß, daß der Sprachgebrauch nur selten ganz ohne Grund ist. Das Ding, dem er einen gewissen Namen zu geben fortfährt, fährt ohnstreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieser Name eigentlich erfinden war.

Und was ist dieses hier? Was hat das wichtigste Sinngedicht eines Martial mit der trockensten Aufschrift eines alten Denkmals gemein, so daß beide bei einem Volke, dessen Sprache wohl am wenigsten unter allen Sprachen dem Zufalle überlassen war, einerlei Namen führen konnten?

Diese Frage ist nicht die nämliche, welche Scaliger zu Anfange seines Hauptstücks über das Epigramm aufwirft. **) Scaliger fragt: „Warum werden nur die kleinen Gedichte Epigrammen genannt?“ — Das heißt annehmen, daß alle kleine Gedichte ohne Unterschied diesen Namen führen können und daß er nicht bloß einer besondern Gattung kleiner Gedichte zukömmt. —

Daher können mich auch nicht die Antworten des Scaligers befriedigen, die er, aber auch nur fragweise, darauf erteilet. Etwa, sagt er, eben darum, weil sie klein, weil sie kaum mehr als die bloße Aufschrift sind? Oder etwa darum, weil wirklich die ersten kleinen Gedichte auf Denkmäler gesetzt wurden und also im eigentlichen Verstande Aufschriften waren?

Genes, wie gesagt, setzt etwas Falsches voraus und macht allen Unterricht über das Epigramm überflüssig. Denn wenn es wahr ist, daß bloß die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verse ein Epigramm sind, so gilt der faustische Einfall jenes Spaniers von dem Epigramme vornehmlich: „Wer ist so dumm, daß er nicht ein Epigramm machen könnte; aber wer ist so ein Narr, daß er sich die Mühe nehmen sollte, deren zwei zu machen?“ —

Dieses aber sagt im Grunde nichts mehr, als was ich bei meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die ersten kleinen Gedichte, welche auf Denkmäler gesetzt wurden, Epigrammen hießen; aber darin liegt noch kein Grund, warum jetzt auch solche

*) *De Epigrammate*, cap. 3: Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis.

**) *Poetices* lib. III. cap. 126. — Quam ob causam epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta est? An propter ipsam brevitatem, quasi nihil esset praeter ipsam inscriptionem? An quae statuis, trophaeis, imaginibus pro elogiis inscribentur, ea primo veroque significato epigrammata sunt appellata?

kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmäler gesetzt zu werden weder bestimmt noch geschickt sind. Oder höchstens würde wiederum aller Grund auf die beiden gemeinschaftliche Kürze hinauslaufen.

Ich finde nicht, daß die neuern Lehrer der Dichtkunst bei ihren Erklärungen des Epigramms auf meine Frage mehr Rücksicht genommen hätten. Wenigstens nicht Boileau, von dem freilich ohnedem keine schulgerechte Definition an dem Orte*) zu verlangen war, wo er sagt, daß das Epigramm oft weiter nichts sei als ein guter Einfall, mit ein paar Reimen verzieret. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen interessanten Gedanken beschreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort sehe ich die geringste Ursache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener interessanter Gedanke eben eine Aufschrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bei ihnen beiden damit begnügen müssen, daß wenige Reime, ein kurzer Gedanke wenig und kurz genug sind, um auf einem Denkmale Platz zu finden, wenn sie sonst anders Platz darauf finden können.

Gewiß ist es, daß es nicht die Materie sein kann, welche das Sinngedicht noch jetzt berechtigt, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längst aufgehört, in die engen Grenzen einer Nachricht von dem Ursprunge und der Bestimmung irgend eines Denkmals eingeschränkt zu sein, und es fehlet nicht viel, so erstreckt es sich nun über alles, was ein Gegenstand der menschlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form sein, in welcher die Beantwortung meiner Frage zu suchen. Es muß in den Teilen, in der Zahl, in der Anordnung dieser Teile, in dem unveränderlichen Eindrücke, welchen solche und so geordnete Teile unfehlbar ein jedesmal machen, — in diesen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberschrift oder Aufschrift heißen kann, ob sie schon eigentlich nur selten dafür zu brauchen stehet. —

Die eigentliche Aufschrift ist ohne das, worauf sie steht oder stehen könnte, nicht zu denken. Beides also zusammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entstehet, den wir, der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufschrift allein zuschreiben. Erst irgend ein sinnlicher Gegenstand, welcher unsere Neugierde reizet, und dann die Nachricht auf diesem Gegenstande selbst, welche unsere Neugierde befriediget.

Wem nun aber, der auch einen noch so kleinen oder noch so großen Vorrat von Sinngedichten in seinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht sogleich ein, daß ähnliche zwei Teile sich fast in

*) *L'Art poétique*, Chant. II. v. 103.

L'épigramme — — — — —
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

jedem derselben, und gerade in denjenigen am deutlichsten unterscheiden lassen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am nächsten zu kommen scheinen werden? Diese zerlegen sich alle von selbst in zwei Stücke, in deren einem unsere Aufmerksamkeit auf irgend einen besondern Vorwurf rege gemacht, unsere Neugierde nach irgend einem einzeln Gegenstande gereizet wird, und in deren andern unsere Aufmerksamkeit ihr Ziel, unsere Neugierde einen Aufschluß findet.

Auf diesen einzigen Umstand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen; und die Folge mag es zeigen, ob sich nach meiner Erklärung sowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterscheiden, als auch aus ihr jede der Eigenschaften herleiten läßt, welche Geschmack und Kritik an ihm fordern.

Ich sage nämlich: das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln Gegenstand erregt und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit Eins zu befriedigen.

Wenn ich sage: „nach Art der eigentlichen Aufschrift“, so will ich, wie schon berührt, das Denkmal zugleich mit verstanden wissen, welches die Aufschrift führet und welches dem ersten Teile des Sinngedichts entspricht. Ich halte es aber für nötig, diese Erinnerung ausdrücklich zu wiederholen, ehe ich zu der weitem Anwendung und Entwicklung meiner Erklärung fortgehe.

2.

Unbemerkt sind die zwei Stücke, die ich zu dem Wesen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunst geblieben. Aber alle haben sie, von ihrem Ursprunge gehörig abzuleiten, vernachlässiget und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Scaliger ließ sich bloß durch sie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen.*) Da er sie nämlich in der eigentlichen Aufschrift nicht erkannte, in welcher er nichts als die bloße einfache Anzeige einer Person oder Handlung sahe, so hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewissen Voraussetzungen etwas hergeleitet wird und in welchem also die Voraussetzungen und das, was daraus hergeleitet wird, als zwei merklich verschiedene Teile sich nicht leicht verkennen lassen, für völlig von jenem unterschieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bei, daß bei jenem, bei der eigentlichen Aufschrift, zu der Wirkung desselben das beschriebene Werk selbst das Seine mit beitrage, und folglich bei dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Voraussetzung nennet, dem beschriebnen Werke, sowie das, was aus diesen Voraussetzungen hergeleitet wird, der Aufschrift selbst entspreche.

*) Epigramma igitur est poema breve cum simplici, cujuspiam rei vel personae vel facti indicatione, aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem, ne quis damnet prolixitatem. L. c.

Der wortreiche *Bavassor* hat ein langes Kapitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwei, unter dem Namen der *Verständigung* und des *Schlusses* annimmt und über deren Bearbeitung er wirklich mancherlei gute Anmerkungen macht.*) Aber auch er ist weit entfernt, diese Teile für notwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennt, welche sie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenschaften, noch für die individuelle Verschiedenheit des Epigramms das Geringste zu folgern verstanden hat.

Batteux sagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat notwendigerweise zwei Teile: der erste ist der Vortrag des Subjekts, der Sache, die den Gedanken hervorgebracht oder veranlasset hat, und der andere der Gedanke selbst, welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige, was den Leser reizt, was ihn interessiret.“ Gleichwohl läßt er unter seinen Exempeln auch solche mit unterlaufen, die diese zwei Teile schlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedem in seinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibt. Folgende vier Zeilen des *Pelisson* z. B.:

Grandeur, savoir, renommée,
Amitié, plaisir et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien,

mögen ihm immerhin einen noch so interessanten Gedanken enthalten. Aber wo ist die Veranlassung dieses Gedankens? Wo ist der einzelne besondere Fall — denn ein solcher muß die Veranlassung sein —, bei welchem der Dichter darauf gekommen ist und seine Leser darauf führet? Hier ist nichts als der bloße interessante Gedanke, bloß der eine Teil; und wenn nach ihm selbst das Epigramm notwendigerweise zwei Teile haben muß, so können diese sowie alle ihnen ähnliche Zeilen unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück ist es nicht bloß ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem *Batteux* hier einen Vorwurf mache, sondern das Schlimmste ist, daß aus diesem Exempel zugleich das Fehlerhafte seiner Erklärung des Epigramms erhellet, „nach welcher es ein interessanter Gedanke sein soll, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen worden“. Denn wenn sich ein interessanter Gedanke auch ohne seine individuelle Veranlassung vortragen läßt, wie sich aus dem Beispiele, wenn es schon kein Epigramm ist, dennoch ergibt, so wird wenigstens die Anzahl der Teile des Epigramms, welche *Batteux* selbst für notwendig erkläret, weder in seiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weise daraus herzuleiten sein. —

*) *Cap. 13, de partibus epigrammatis. Sunt igitur partes epigrammatis, duae numero duntaxat, insignes ac primariae, expositio rei, et conclusio epigrammatis — in illo genere primo quod statuimus simplicis et uniusmodi epigrammatis. —*

Wenn uns unvermutet ein beträchtliches Denkmal aufstößt, so vermengen sich mit der angenehmen Ueberraschung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmals geraten, sogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns dem Denkmale genugsam genähert haben und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gesetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde sich mit dem schmeichelhaften Eindrucke des schönen sinnlichen Gegenstandes verbindet und beide zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. — Diese Reihe von Empfindungen, sage ich, ist das Sinngedichte bestimmt nachzuahmen; und nur dieser Nachahmung wegen hat es in der Sprache seiner Erfinder den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms behalten. Wie aber kann es sie anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Teilen erwecket? Es muß über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit eins befriedigen.

Am schicklichsten werden sich also auch die Teile des Epigramms Erwartung und Aufschluß nennen lassen, und unter diesen Benennungen will ich sie nun in verschiedenen Arten kleiner Gedichte auffuchen, die fast immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu sehen, mit welchem Rechte man dieses geschehen läßt, und welche Klassifikation unter ihnen eigentlich einzuführen sein dürfte.

Natürlicher Weise aber kann es nur zweierlei Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren, die andere, welche uns Aufschlüsse gibt, ohne unsere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine solche Lehre oder Bemerkung, wenn sie aus einem einzelnen Falle, der unsere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweiten Teil eines Sinngedichts sehr wohl abgeben, aber an und für sich selbst, sie sei auch noch so wichtig vorgetragen, sie sei in ihrem Schlusse auch noch so spitzig zugearbeitet, ist sie kein Sinngedicht, sondern nichts als eine Maxime, die, wenn sie auch schon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen ist.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet:*)

*) Lib. I. ep. 9.

Quod magni Thraseae, consummatique Catonis
 Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis,
 Pectore nec nudo strictos incurris in enses,
 Quod fecisse velim te, Deciane, facis.
 Nolo virum facili redimit qui sanguine famam:
 Hunc volo, laudari qui sine morte potest,

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein sehr interessanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Wert haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? Würde er als eine bloße für sich bestehende allgemeine Maxime eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindruckes fähig sein, dessen er hier ist, wo wir ihn auf einen einzeln Fall angewendet finden, welcher ihm eben so viel Ueberzeugung mittheilet, als er von ihm Glanz entlehnet?

Oder wenn unser Wernicke zur Empfehlung einer milden Sparsamkeit geschrieben hätte:

„Lieb' immer Geld und Gut; nur so, daß dein Erbarmen
 Der Arme fühl': und flieh die Armut, nicht die Armen!“

wäre es nicht ebenfalls ein sehr interessanter, so kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den sparsamen Celidor schrieb?*)

„Du liebst zwar Geld und Gut, doch so, daß dein Erbarmen
 Der Arme fühlt. Du fliehst die Armut, nicht die Armen.“

Der Unterschied ist klein, und doch ist jenes bei vollkommen eben derselben Wendung doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre und dieses ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenspruch und dieses ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl ist eben dieser Wernicke so wie auch der ältere Logau nur allzu reich an sogenannten Ueberschriften, die nichts als allgemeine Lehrsätze enthalten; und ob sie schon beide, besonders aber Wernicke, an Vorteilen unerschöpflich sind, eine bloße kahle Moral aufzustuken, die einzeln Begriffe derselben so vorteilhaft gegen einander abzusetzen, daß oftmals ein ziemlich verführerisches Blendwerk von den wesentlichen Teilen des Sinngedichts daraus entstehet: so werden sie doch nur selten ein feines Gefühl betriegen, daß es nicht den großen Abstand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer solchen zum Sinngedichte ausgeheilten Maxime bemerken sollte. Vielmehr ist einem Menschen von solchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander liest, oft nicht anders zu Mute als einem, der

*) Erstes Buch, S. 14 der schweizerischen Ausgabe von 1763.

sich mit einem feinen Weltmanne und einem steifen Pedanten zugleich in Gesellschaft findet: wenn jener Erfahrungen spricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten, so spricht dieser Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieser Welt wohl gar noch erst sollen gemacht werden.

Bei keinem Epigrammatisten aber ist, mir wenigstens, die ähnliche Abwechslung von Empfindungen lästiger geworden als bei dem Owen. Nur daß bei diesem der Pedant sich unzählig öfterer hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung, und daß der Pedant mit aller Gewalt noch obendrein wichtig sein will. Ich halte den in allem Ernste für einen starken Kopf, der ein ganzes Buch des Owens in einem Zuge lesen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden. Ich werde es unfehlbar und habe immer dieses für die einzige Ursache gehalten, weil eine so große Menge bloß allgemeiner Begriffe, die unter sich keine Verbindung haben, in so kurzer Zeit auf einander folgen; die Einbildung möchte jeden gern in eben der Geschwindigkeit in ein individuelles Bild verwandeln und erliegt endlich unter der vergebnen Bemühung.

Gingegen ist das Moralisieren geradezu des Martials Sache gar nicht. Ob schon die meisten seiner Gegenstände sittliche Gegenstände sind, so wüßte ich doch von allen lateinischen Dichtern keinen, aus dem sich weniger Sittensprüche wörtlich ausziehen ließen als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art wie das angeführte an den Decianus, welche sich mit einer allgemeinen Moral schließen; seine Moral ist ganz in Handlung verwebt, und er moralisiret mehr durch Beispiele als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreizehnte seines zwölften Buchs ist:

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilis constat,

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verschweigung des Vorfalles, von dem er sie abgezogen, oder der sich daraus erklären lassen: von dieser Art, sage ich, wüßte ich außer dem gegenwärtigen nicht noch drei bei ihm aufzufinden. Und auch bei den wenigen scheint es, daß er den veranlassenden Vorfall mehr aus gewissen Bedenklichkeiten mit Fleiß verschweigen wollen, als daß er gar keinen dabei im Sinne gehabt. Auctus mochte den Reichen wohl kennen, der so listig eine Ursache vom Zaune gebrochen, sich über ihn oder über den Dichter zu erzürnen, um sich irgend ein kleines Geschenk zu ersparen, das er ihnen sonst machen müssen. Wenigstens hat Martial dergleichen bloße sittliche Bemerkungen doch immer an eine gewisse Person gerichtet, welche anscheinende Kleinigkeit Logau und Wernicke nicht hätten übersehen oder vernachlässigen sollen. Denn es ist gewiß, daß sie die Rede um ein Großes mehr belebet; und wenn wir schon die angerebete Person und die Ursache, warum nur diese und keine andere

angerebet worden, weder kennen noch wissen, so setzt uns doch die bloße Anrede geschwinder in Bewegung, unter unserm eignen Zirkel umzuschauen, ob da sich nicht jemand findet, ob da sich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden sei.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittensprüche, sie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Cato oder mit der Spitzfindigkeit eines Baudius oder mit dem Scharfsinne eines Bernicke vorgetragen sein, die Wirkung nicht haben, die sie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte; wenn also ein Verinus und Pibrac, oder wie sonst die ehrlichen Männer heißen, die schöne erbauliche Disticha geschrieben haben, aus dem Register der Epigrammatisten wegfallen: so werden diejenigen noch weniger darin aufzunehmen sein, welche andere scientifiche Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen versucht haben. Ihre Verse mögen gute Hilfsmittel des Gedächtnisses abgeben, aber Sinngedichte sind sie gewiß nicht, wenn ihnen schon nach der Erklärung des Batteux diese Benennung nur schwer abzustreiten sein dürfte. Denn sind z. E. die medizinischen Vorschriften der Schule von Salerno nicht eines sehr interessanten Inhalts? Und könnten sie nicht gar wohl mit eben so vieler Präcision und Zierlichkeit vorgetragen sein, als sie es mit weniger sind? Und dennoch, wenn sie auch Lucrez selbst abgefaßt hätte, würden sie nichts als ein Beispiel mehr sein, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläufig ist und gerade das vornehmste Kennzeichen darin fehlet, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterscheidet.

2. Die zweite Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufschluß darüber zu gewähren. Dergleichen sind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes seltsames Faktum enthalten, ohne im geringsten anzuzeigen, aus welchem Gesichtspunkte wir dasselbe betrachten sollen; die uns also weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geschehen ist, was eben nicht alle Tage zu geschehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kaiser des Aufonius, die ganze Geschichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zusammenfassen und deren unter den Titeln Icones, Heroes u. s. w. so unzählige geschrieben worden. Denn diese möchte man schon deswegen nicht für Sinngedichte wollen gelten lassen, weil ihnen die Einheit fehlet, die nicht in der Einheit der nämlichen Person, sondern in der Einheit der nämlichen Handlung bestehen muß, wenn sie der Einheit des Gegenstandes in der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll. Aber auch alsdenn, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, ist es noch kein Sinngedicht, falls man uns nicht etwas daraus schließen oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derselben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. B. Martial sich begnügt hätte, die bekannte Geschichte des Mucius Scävola in folgende vier Verse zu fassen:*)

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
Et raptum flammis jussit abire virum,

würden wir wohl sagen können, daß er ein Sinngedicht auf diese Geschichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eines, wenn er bloß hinzugesetzt hätte:

Urere quam potuit contempto Mucius igne,
Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Denn auch das ist noch nicht viel mehr als Geschichte, und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, sind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptae fama est, et gloria dextrae:
Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erst wissen wir, warum der Dichter unsere Aufmerksamkeit mit jener Begebenheit beschäftigen wollen, und das Vergnügen über eine so feine Betrachtung, „daß oft der Irrtum uns geschwinder und sichrer unsere Absicht erreichen hilft als der wohlüberlegte, kühnste Anschlag,“ verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewähret, macht das gesamte Vergnügen des Sinngedichts.

Dohnstreitig hingegen müssen wir uns nur mit der Hälfte dieses Vergnügens bei einigen Stücken der griechischen Anthologie und bei noch mehreren verschiedner neuerer Dichter behelfen, die sich eingebildet, daß sie nur das erste das beste abgeschmackte Hiftörchen zusammenreimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beispiel aus der Anthologie sei dieses:**)

Κοινη παρ κλινη ληθαργικος ἦδε φρενοπληξ
Κειμενοι ἀλληλων νοσον ἀπεσκεδασαν.
Ἐξεδρε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,
Και τον ἀναισθητον παντος ἐτυπτε μενους.
Πληγαι δ' ἀμφοτεροις ἐγενοντ' ἄκος· αἰς ὁ μιν ἀδτων
Ἐγρετο, τον δ' ὄπνου πουλος ἐριψε κοπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlassüchtiger lagen beisammen auf einem Bette, und einer wurde des andern Arzt. Denn in der Wut sprang jener auf und prügelte diesen, der im tiefsten Schlummer vergraben lag, durch und durch. Die Schläge halfen beiden: dieser erwachte, und jener schlief vor Müdigkeit ein.“ Das Ding ist

*) Lib. I. ep. 22.

**) Lib. I. cap. 45.

schmurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß beide kurieret wurden. Denn der Schlaffüchtige schläft nicht immer, sondern will nur immer schlafen, und so schlief er wohl auch hier bald wiederum ein; der Wahnsichtige aber, der vor Müdigkeit einschlief, konnte gar wohl als ein Wahnsichtiger wieder aufwachen. Doch gesetzt auch, sie wären wirklich beide durch einander kurieret worden, auch alsdann sind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Hiftörchen, welches ich nirgends in meinem Nutzen verwenden zu können sehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, ist herzlich schwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geschmacke der griechischen Simplicität fehle. Es gehöret wohl zu der griechischen Simplicität, daß ein Ding keine Teile zu viel habe, aber daß es ihm an einem notwendigen Teile fehle, das gehöret doch gewiß nicht dazu. Es ist nicht der wichtige Schluß, den ich vermissen, sondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Faktums nicht hinlänglich ist. Ich gestehe, daß ich aus eben diesem Grunde ein anderes sehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte, nämlich das über das Schicksal eines Hermaphroditen:

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
 Quid pareret, fertur consuluisse Deos.
 Mas est, Phoebus ait, Mars femina, Junoque neutrum.
 Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
 Quaerenti letum Dea sic ait: occidet armis,
 Mars cruce, Phoebus aquis. Sors rata quaeque fuit.
 Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
 Quem tuleram, casu labor et ipse super;
 Pes haesit ramis, caput incidit amne: tulique
 Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieses kleinen Gedichts ist so künstlich, der Ausdruck so pünktlich und doch so elegant, daß noch jetzt sehr gelehrte Kritiker sich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters sei. Denn ob de la Monnoye schon erwiesen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handschriften zugeschrieben wird, kein Alter ist, wofür ihn Politian und Scaliger und so viele andere gehalten haben, sondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeinet sei, so möchte Herr Burmann der Jüngere doch lieber vermuten, daß dieser Pulci, wie er eigentlich geheissen, ein so bewundertes Werk wohl aus einer alten Handschrift abgeschrieben und sich zugeeignet haben könne, da man ihn ohnedem als einen besondern Dichter weiter nicht kenne.*) Ich habe hierwider nichts, nur für ein Muster eines vollkommenen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden

*) *Anth. lat. lib. III. ep. 77.*

lassen, es mag nun alt oder neu sein. Einem so unfruchtbaren schielenden Märchen fehlet zum Sinngedichte nichts Geringers als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorsehung der Götter damit mehr verspottet oder mehr angepriesen werden soll. Sollen wir uns wundern, daß von so verschiedenen Göttern ein jeder doch noch immer so viel von der Zukunft wußte? Oder sollen wir uns wundern, daß sie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß sie vollständiger und bestimmter nicht antworten wollen oder nicht antworten können und daß eine vierte höhere Macht im Spiele gewesen, welche den Erfolg so zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errater hier aufgeführt werden, wie viel sinnreicher und lehrreicher ist sodann jenes Histröchen — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwei Brüdern und Weinkostern, welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerlei Rätseln, auch in den schönsten Versen, gemacht haben möchte.

Das Gegentheil von solchen zu aller moralischen Anwendung ungeschickten kleinen Erzählungen sind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für sich selbst eine allgemeine Wahrheit so anschauend enthalten, daß es nur Ueberfluß gewesen wäre, sie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieser Art ist folgende bei dem Ausonius:*)

Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terrae abdiderat, non repperit aurum,
Quem laqueum invenit, nexuit et periit,

wovon das griechische Original in der Anthologie zu finden, oder aus eben dieser Anthologie, die von mehreren Dichtern daselbst vorgetragene Geschichte vom Lahmen und Blinden:**)

Ἄνερα τις λιπογυιον ὄπερ νατοιο λιπαυγης
Ἦγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησαμενος.

Wer ist so blödsinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen diese Erzählungen Beispiele sind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine so vorzügliche Art einen Sinn in sich schließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum sollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit Besseres heißen kann? Mit einem Worte, es ist ein Apolog, eine wahre Aesopische Fabel; denn die gedrungene Kürze, mit welcher sie vorgetragen ist, kann ihr Wesen nicht verändern, sondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen solcherlei Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren außer

*) Epig. 21.

**) Lib. I. cap. 4.

den zwei angeführten in der Anthologie noch verschiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen Aesopischen Sammlungen nichts Aehnliches zu finden, die aber auch um so viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beigelegt zu werden verdienet hätten. Alle sind mit der äußersten Präcision erzählt, und die weitläufigste, welche aus zwölf Zeilen bestehet,*) hat nichts von der Geschwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter sich ein so eigenes Verdienst gemacht haben. Unser Gellert that also zwar ganz wohl, daß er jene vom Lahmen und Blinden unter seine Fabeln aufnahm;**) nur daß er sie so sehr wässerte, daß er so wenig belesen war und nicht wußte, wo sie sich eigentlich herschreibe, daran hätte er ohne Zweifel ein wenig besser thun können. —

Der wesentliche Unterschied, der sich zwischen dem Sinngedichte und der Fabel findet, beruhet aber darin, daß die Teile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zusammenfallen und daher nur in der Abstraktion Teile sind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehöret haben kann, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist: sie macht einen einzigen Eindruck und ist keiner Folge verschiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält sich eben darum entweder überhaupt solcher einzeln Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anschauend zu erkennen, oder läßt doch diese Wahrheit beiseite liegen und ziehet unsere Aufmerksamkeit auf eine Folge, die weniger notwendig daraus fließt. Und nur dadurch entstehet Erwartung, die dieses Namens wenig wert ist, wo wir das, was wir zu erwarten haben, schon völlig voraussehen.

Wenn denn aber sonach weder Begebenheiten ohne allen Nachsatz und Aufschluß, noch auch solche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenschaften des Sinngedichts haben, so folget darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts als ein bloßer Wiedererzähler zu sein scheint. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder schon von sich selbst den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieser Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben stehet. So fand unser Kleist das heroische Beispiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in seiner genauesten historischen Wahrheit mit Recht für hinlänglich, ein schönes Sinngedicht abzugeben.

„Als Pätus auf Befehl des Kaisers sterben sollte
Und ungern einen Tod sich selber wählen wollte,
Durchstach sich Arria. Mit heiterem Gesicht
Gab sie den Dolch dem Mann und sprach: „Es schmerzet nicht.““

*) Lib. I. cap. 22. ep. 9.

**) Die 16te des ersten Teils.

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es schmerzet nicht“ noch einer Verschönerung fähig sei, und ohne lange diese Verschönerung auf seine eigne Rechnung zu setzen, legte er sie der Arria selbst in den Mund:*)

Casta suo gladium cum traderet Arria Paeto,
 Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
 Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit;
 Sed quod tu facies, hoc mihi, Paete, dolet.

Ohne Zweifel möchte dem Martial das bloße „non dolet“ zu mannhaft, zu rauh vorkommen, und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchschimmern lassen. Ich wage es nicht, zwischen beiden Dichtern zu entscheiden, da ich ohnedem damit nur ein Beispiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten ausseh'n müssen, denen zum Sinngedichte nichts als eine glückliche Versifikation fehlet, und wie sehr auch in diesen der erfindsame Geist des Dichters noch geschäftig sein kann, ohne die historische Wahrheit zu verfälschen. —

3.

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht sich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverlässiger unterscheiden läßt, als nach den sonst gewöhnlichen Erklärungen geschehen kann, es lassen sich auch aus eben dieser Erklärung die Eigenschaften besser herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommenen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erste Teil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmale entsprechen soll, welches die Aufschrift führet, so ist unstreitig, daß er um so viel vollkommener sein wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit besonders vorzüglichen Denkmale entspricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich sein, wir müssen ihn mit einem Blicke übersehen können, unverwehrt indes, daß der Dichter durch Auseinandersetzung seiner einzeln Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, so wie er es seiner Absicht am gemäßeften erkennet. Er kann ihn eben so wohl aus fünf, sechs Worten als aus eben so vielen und noch mehrern Zeilen bestehen lassen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius:**)

De Pythagorae simulacro.
 Quem toties vixisse anima redeunte renatum
 Mutato fama est corpore Pythagoram:
 Cerne, iterum ut docti caelo generatus Asylae
 Vivat, ut antiquum servet in ore decus.

*) Lib. I. ep. 14.

**) *Opera*, p. 199. Patav. 1718. 4to.

Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est,
 Sic in se magno pectore totus abit.
 Posset et ille altos animi depromere sensus,
 Sed veteri obstrictus religione silet,

sind die ersten sechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umschreibung des Subjekts. Aber was hier sechs Zeilen füllet, wird in dem griechischen Originale, welches sich Nau-gerius eigen gemacht, mit vier Worten gesagt:*)

Ἀδτον Πυθαγορην ὁ ζωγραφος· ὄν μετα φωνης
 Εἶδες ἄν, εἶγε λαλεῖν ἠθελε Πυθαγορης.

„Da steht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme würde ihm nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte sprechen wollen.“ Dieses übersezte Faustus Sabäus so:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem.
 Verum Pythagoram conticuisse juvat,

und wir könnten es durch die einzige Zeile übersezen:

„Warum dies Bild nicht spricht? Es ist Pythagoras,“ wenn die einzellichten Sinngedichte in unsrer Sprache eben so ge-wöhnlich und angenehm wären, als sie es in der griechischen und lateinischen sind.

Das wahre Maß der Erwartung scheint indes in dem gegen-wärtigen Beispiele weder Naugerius noch dieser Grieche getroffen zu haben, sondern ein anderer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte und diesen bescheidenen Raum nicht wie Nau-gerius zu leeren Ausrufungen mißbrauchte, sondern zur Berichtigung des Einfalls selbst anwendete. Denn sollte man aus dem Naugerius und dem angeführten griechischen Originale nicht schließen, daß Py-thagoras immer geschwiegen hätte, da das Schweigen doch nur gleichsam eine Vorübung in seiner Schule war? Wie viel schöner und genauer also Julianus so:**)

Ὅδ τον ἀναπτυσσοντα φουσιν πολυμητιν ἀριθμων
 ἠθελεν ὁ πλαστης Πυθαγορην τελεσαι,
 Ἄλλα τον ἐν σιγη πινυτοφρονι· και ταχα φωνην
 Ἐνθεν ἀποκρυπτει, και τοδ' ἐχων ὀπασαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der Zahlen er-kläret, hat der Künstler darstellen wollen, sondern den Pythagoras in seinem weisen Stillschweigen. Daher verbarg er die Stimme, die er vernehmlich zu machen sonst gar wohl verstand.“

Die Hauptregel also, die man in Ansehung des Umfanges der Erwartung zu beobachten hat, ist diese, daß man nicht als ein Schulknabe erweiterere; daß man nicht bloß erweiterere, um ein paar

*) Anthol. lib. IV. cap. 33.

***) Anth. l. c.

Berfe mehr gemacht zu haben: sondern daß man sich nach dem zweiten Teile, nach dem Aufschlusse, richte und urteile, ob und wie viel dieser durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es gibt Fälle, wo auf diese Ausführlichkeit alles ankommt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufschluß sich auf einen relativen Begriff beziehet. Z. E. solche, in welchen ein Ding als ganz besonders groß oder ganz besonders klein angegeben wird und die daher notwendig den Maßstab dieser Größe oder Kleinheit vorausschicken müssen, ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern oder größern und größern. Es wäre freilich schon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freigebiger Freund so viel als nichts schenkte, auch nur diese Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis;
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Hoc quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launichter und heißender wird dieses Epigramm durch die eingeschalteten noch kleinern Maße, als ein Gärtchen vor einem Fenster ist. Und wie sehr wächst unser Vergnügen, indem der Dichter den Abstand von diesem bis zu einem Mund voll Essen durch noch so viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß.*)

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,
Clausae cui folium rosae corona est:
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum;
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tuta possit.
Erucam male pascit hortus unam,
Consumto moritur culex salieto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Calydonius timetur;
Et sublata volantis ungue Procnes

*) Lib. XI. ep. 19.

In nido seges est hirundinino,
 Et cum stet sine falce mentulaque,
 Non est dimidio locus Priapo.
 Vix implet cochleam peracta messis,
 Et mustum nuce condimus picata.
 Errasti, Lupe, litera sed una.
*Nam quo tempore praedium dedisti,
 Mallem tu mihi prandium dedisses.*

Es haben dergleichen hyperbolische Sinngedichte, wie man sie nach der darin herrschenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmut. Nur müssen sie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen, so wie dieses griechische:*)

Ἄγρον Μηνοφανῆς ὠνησατο, καὶ δια λιμὸν
 Ἐκ ὄρουσ ἀλλοτριας αὐτὸν ἀπηγγονισεν.
 Γῆν δ' αὐτῷ τεθνεῶτι βαλεῖν οὐκ ἔσχον ἀνωθεν,
 Ἄλλ' ἔταφη μισθοῦ πρὸς τινα τῶν ἄλλων.
 Εἰ δ' ἔγνω τὸν ἄγρον τὸν Μηνοφανοῦς Ἐπικουρος,
 Πάντα γεμῆν ἄγρων εἶπεν ἄν, οὐκ ἄτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft, aber vor Hunger mußte er sich an einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte er nicht, daß sein Leichnam damit bedeckt werden konnte; man mußte ihm seine Grabstelle auf benachbartem Grunde kaufen. Hätte Epikurus das Feld des Menophanes gesehen, so würde er gesagt haben, daß alles voller Felder wäre, nicht voller Atomen.“ Denn ein solches Sinngedicht bestehet offenbar aus nichts als Erwartung: anstatt des Aufschlusses wird uns das äußerste Glied der Hyperbel untergeschoben, und alle unsere Erwartung soll sich mit der Unmöglichkeit, etwas Größeres oder Kleineres abzusehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen, aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechische Anthologie ist davon voll, da sie hingegen bei dem Martial sehr sparsam vorkommen, als der fast immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgeht, die mehr hinter sich hat. Man lese das dreiunddreißigste Sinngedicht seines achten Buches, um ein sehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
 Mittis et hoc phialae nomen habere jubes.
 Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
 Pallida quam rubri diluit unda croci.
 An magis astuti derasa est ungue ministri
 Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?

*) *Anth.* lib. II. c. 7. ep. 3.

Illa potest culicem longe sentire volantem
 Et minimi penna papilionis agi.
 Exiguæ volitat suspensa vapore lucernæ
 Et leviter fuso rumpitur ista mero.
 Hoc linitur sputo Jani caryota Calendis,
 Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
 Lenta minus gracili crescunt colocasia filo,
 Plena magis nimio lilia sole cadunt,
 Nec vaga tam tenui discursat aranea tela,
 Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
 Crassior in facie vetulæ stat creta Fabullæ,
 Crassior offensæ bulla tumescit aquæ.
 Fortior et tortos servat vesica capillos
 Et mutat Latias spuma Batava comas.
 Hac cute Ledæo vestitur pullus in ovo,
 Talia lunata splenia fronte sedent.
 Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses,
 Mittere cum posses vel cochleare mihi?
 Magna nimis loquimur: cochleam cum mittere posses,
 Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperbolischen Vergleichen, die der Dichter hier anstellet, stehen nicht bloß um ihrer selbst willen da, sondern mehr, um endlich gewissen Leuten, welche sich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Kosten erwerben möchten, zu verstehen zu geben, wie viel besser sie thun würden, wenn sie lieber gar nichts als so unbedeutliche Kleinigkeiten schenkten. Denn es ist nicht Freigebigkeit, es ist Geiz, sich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes wert ist.

Wie aber der fertige Versificator in Erweiterung des ersten Theiles oft zu viel thut, so thut ein minder fertiger aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit nicht selten zu wenig: wenn er nämlich den ganzen ersten Teil in den Titel des Sinngedichts bringt und sich den bloßen Aufschluß zu versifizieren oder zu reimen begnügen läßt. Es ist sonderbar, daß es sogar Kenner gegeben hat, die dieses zu thun dem Dichter ausdrücklich geraten haben.*) Aber sie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, so viel es an Kürze dadurch gewinnt, von einer andern Seite hinwiederum verliert, indem es

*) Morhofius de discipl. Arg. Sect. III. cap. 5: Vocari in subsidium brevitatis lemma sive inscriptio epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quæ est una epigrammatis pars, plures versus impleantur, lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra epigrammata illud:

Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella!
 Ut repares puerum, perdis, inepte, virum.

Lemma est: In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat. Illa si epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quator versus fuissent insumendi; nunc uno lemmate tota res exhibetur.

zu einem Ganzen von so heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleist:

„An zwei sehr schöne, aber einäugige Geschwister.

„Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug' Agathen leihn,
Blind wirst du dann Cupido, die Schwester Venus sein“

und das lateinische des Hieronymus Amaltheus, aus welchem jenes genommen ist:

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla sinistro,

Et potis est forma vincere uterque deos.

Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae:

Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus,

für gleich schön halten. Dieses kann den ganzen Titel entbehren, und jenes ist ohne Titel auch nicht einmal verständlich. Das schöne Sinngedicht ist in der Uebersetzung zur bloßen Aufschrift geworden und verhält sich in seinem Eindrucke zu jenem so wie eine kahle Aufschrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufschrift, die wir auf dem schönen Monumente selbst lesen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle seine Titel bestehen daher in den bloßen An, Bon und Auf mit Beifügung des Namens derjenigen, die das Epigramm betrifft oder an die es gerichtet ist. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben sollen, sind nicht von ihm, sondern ein Werk der spätern Abschreiber; daher sie auch in der einen Ausgabe so und in der andern anders lauten. Jeder Umstand, auch der allerkleinste, der zu dem Verstande des Epigramms notwendig gehöret, ist bei ihm in dem Epigramme selbst enthalten, und wenn wir jetzt einen solchen ja darin zu vermissen glauben, so können wir nur gewiß versichert sein, daß er sich zu der Zeit des Dichters von selbst verstanden hat. —

2. Wenn ferner der zweite Teil des Sinngedichts, den ich den Aufschluß genannt habe, der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll, die wir zu unserer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmale erblicken, so dürfen wir nur die Ursachen erwägen, warum eine solche Aufschrift von der möglichsten Kürze sein muß, um daraus zu schließen, daß die Kürze ebenfalls die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde sein müssen. Diese Ursachen aber sind die: einmal, weil es nur Personen oder Handlungen von einer ohnedem schon genugsamen Bekanntheit und Berühmtheit sind oder sein sollten, denen Denkmäler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweitens, weil die Denkmäler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet

werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeigehen muß mit sich nehmen können. Eben so sollte man bei einer Sammlung von Sinnschriften vornehmlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind und doch nicht leer abgefertigt sein; für das letzte aber halten sie sich allezeit, wenn man sie entweder mit ganz gemeinen oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufschlusses sind indes bei allen Arten der Epigrammatisten wohl die seltensten. Der schlechteste nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuschreiben, ohne den Aufschluß vorher so gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich ist. Oft hat er nichts voraus bedacht als diesen einzigen Aufschluß, der daher auch nicht selten eben das ist, was der Dietrich unter den Schlüsseln ist: ein Werkzeug, welches eben so gut hundert verschiedene Schlösser eröffnen kann als eines.

Gingegen ist es gerade der bessere Dichter, welcher noch am ersten hier fehlerhaft werden kann, und zwar aus Uebersuß von Witz und Scharfsinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufschluß gerät, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er sich vorgesetzt hatte; oder daß er jenseits diesem noch einen andern erblickt, den er sich ebenfalls nicht gern möchte entwischen lassen. Mich deucht, so etwas ist selbst dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren:*)

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunq̄ venis, fuga est et ingens
Circa te, Ligurine solitudo:
Quid sit scire cupis? Nimis poeta es.

Wer kann leugnen, daß diese vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm sind? Nur mochte dem Dichter ohne Zweifel das *Nimis poeta es* ein wenig zu rätselhaft vorkommen, und weil er jenseit der Umschreibung desselben, die schon an und für sich selbst sehr gefallen konnte, einen neuen Aufschluß voraussah, so wagte er es, das schon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszusethen, oder, wenn man will, nach dem nämlichen, das er sich selbst nur weiter gesteckt hatte. Also fährt er fort:

Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?

*) Lib. III. ep. 44.

Et stanti legis, et legis sedenti,
 Currenti legis, et legis cacanti.
 In thermas fugio: sonas ad aurem.
 Piscinam peto: non licet natare.
 Ad coenam propero: tenes euntem.
 Ad coenam venio: fugas sedentem.
 Lassus dormio: suscitatas jacentem.
 Vis, quantum facias mali, videre?
 Vir justus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu sein, der uns statt eines Epigramms in einem zwei geben will? Besonders, wenn sie sich so gut wie hier in einander fügen, auch das eine durch das andere im geringsten nicht geschändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchsen eine Regel der Schönheit machen zu wollen, das ist zu arg. Gleichwohl that es Scaliger, und, nach seinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenste sein, das aus eben so viel andern kleinen Epigrammen besteht, als es Disticha enthält. Doch sein eigenes Exempel von einem solchen epigrammate differto, wie er es nennet, gibt die Sache näher, und wenn dieses wirklich vier Epigrammen in sich schließt, so sind sie auch alle viere darnach. Es ist auf einen Podagrifen, dem man die Hungerkur vorgeschrieben hat, und lautet so:*)

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
 Dente famis dirae discruciatam perit.
 Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
 Atque ferum finem tollere fine truci?
 Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
 Et funus plus quam funere praeveniens.
 O vitam invitam, o incommoda commoda, lux nox!
 Si, ne aliquid fias, cogaris esse nihil.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, sobald sie aus ihren eigenen Beispielen etwas abstrahieren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigramme enthalten, und es ist zur höchsten Not kaum eines; nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile wie eine Wasserblase mehr und mehr aufschwellet, bis er endlich in ein wahres Nichts zerfließet.

Eher war unser Bernicke der Mann, der zu dieser vollgepfropften Art von Sinngedichten ein Muster hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Scaliger, indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leser fast in jeder Zeile etwas nachzudenken findet, wo er unvermerkt und zuweilen, ehe er

*) *Poetices* Lib. III. cap. 126; Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor epigrammata.

es verlangt, zu dem Schlusse geführt wird", den andern weit vorziehet, „in welchen der Leser nur durch weitläufige und nichts bedeutende Umstände von dem allein klingenden Ende aufgehalten wird". Wernicke hatte allerdings Recht, wenn es wirklich in allem Verstande nichts bedeutende Umstände sind, durch die der Leser endlich zu dem Aufschlusse gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umstand, ob er schon für sich selbst nicht viel sagen will, dennoch seine besondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat, so ist es schon genug, und das Ganze, welches daraus entsteht, bekömmet eine so gefällige Einheit, daß es unendlich schwer ist, wegen des Mangels derselben einen Leser von richtigem Geschmacke durch noch so häufig eingestreute Nebenzüge schadlos zu halten.

Das eigene Beispiel des Wernicke ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht seine Theorie nicht gut, sondern bestätigt vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit gesagt habe. *)

„Auf Mucius Scävola.

„Als Scävola, zum Mord verführt durch seine Jugend,
So wie das Laster für die Tugend,
Den Schreiber für den König nahm
Und nach vollbrachter That erst zur Erkenntnis kam,
Da wußt' er der Gefahr den Vortheil abzuwingen
Und, durch die Schande nicht verzagt,
Das, was das Laster ihm versagt,
Der Tugend selber abzudringen:
Er machte, daß der Haß sich in Vermundrung wandt',
Verbrennt', entwaffnete sein' und des Feindes Hand;
Und weil die edle Wut man ihm zur Tugend zählte,
Erreicht' er seinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend selber abzudringen“, aufhören sollen, wenigstens mit dem Gedanken, den sie enthält. Denn alles, was folgt, ist nur schleppende Umschreibung dieses Gedankens, mit einer Antithese beschloffen, die weder wahr ist, noch, wenn sie auch wahr wäre, hierher gehöret. Sie ist nicht wahr; denn Scävola erreichte seinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, sondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, sondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehöret nicht hierher, wenn sie von seiten der Wahrheit auch schon noch zu rechtfertigen wäre; denn sie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verschiedenen Gesichtspunkte, als wir sie vier Zeilen vorher sehen; dort wird sie uns als eine außerordentliche Anstrengung von Tugend angepriesen, hier

*) Seite 38.

bewundern wir sie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Gesichtspunkt aber ist in der Poesie kein geringerer Fehler als in der Perspektiv.

3. Wenn endlich die beiden Teile des Sinngedichts zugleich dem Denkmale und der Aufschrift zugleich entsprechen sollen, so wird auch das Verhältnis, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese unter sich haben. Ich will sagen: So wie ich bei Erblickung eines Denkmals zwar nicht den Inhalt der Aufschrift, wohl aber den Ton derselben aus dem Denkmale erraten kann; wie ich kühnlich vermuten darf, daß ein Denkmal, welches traurige Ideen erregt, nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen werde, oder umgekehrt: eben so muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen, so daß mir am Ende kein widriger Kontrast zwischen beiden Teilen auffällt. Mich dünkt, gegen diese Regel verstößt folgendes Sinngedicht des Martials auf den Tod der Erotion, eines kleinen lebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines seiner Leibeigenen, deren Verlust ihm so nahe ging. *)

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cygnis,
 Agna Galesi mollior Phalantini,
 Concha Lucrini delicatior stagni:
 Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
 Nec modo politum pecudis Indicae dentem
 Nivesque primas liliumque non tactum;
 Quae crine vicit Baetici gregis vellus
 Rhenique nodos aureamque nitellam;
 Fragravit ore quod rosarium Paesti,
 Quod Atticarum prima mella cerarum,
 Quod succinorum rapta de manu gleba:
 Cui comparatus indecens erat pavo,
 Inamabilis sciurus et frequens phoenix:
 Adhuc recenti tepet Erotion busto,
 Quam pessimorum lex avara factorum
 Sexta peregit hieme, nec tamen tota;
 Nostros amores gaudiumque lususque.
 Et esse tristem me meus vetat Paetus:
 Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
 Deslere non te vernulae pudet mortem?
 Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
 Notam, superbam, nobilem, locupletem.
 Quid esse nostro fortius potest Paeto?
 Ducenties accepit, et tamen vivit.

*) Lib. V. ep. 38.

Dieses Sinngedicht fängt mit so sanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der sich um ein kleines unschuldiges Ding so sehr betrübt, so herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie so sehr gestimmt, daß ich mich nach ganz etwas anderm als einem hämischen Zuge gegen einen guten Bekannten sehne. Betrübniß macht sonst so gutdenkend, und boshafter Witz verstummet sonst so leicht bei einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Kontrasten nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein solcher Sprung kann allerdings angenehm sein und wenigstens den Mund in Falten ziehen, wenn nur unsere Empfindung nicht besondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieser beim Scarron:

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!

Vieux Palais ruinés, Chef d'œuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!

Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plupart vous êtes démolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.

Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un méchant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Der Poëse thut seine Wirkung. Gleichwohl ist auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompösen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn ansetzen: und mag er doch geraten, wie er will, wir sollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieses Scarronschen Sinngedichts oder Sonetts das Epigramm eines alten unbekanntem Dichters zu sein scheine, welches Barth zuerst bekannt gemacht hat und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr ist, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obscöne das Lächerliche vermehre. Denn anstatt der durchgestoßnen Weste — Doch wer Lust hat, kann es bei dem Barth selbst nachsehen. *) Es ist vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leser seine Erwartung nicht ohne Vergnügen vielmehr getäuscht als erfüllt sieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

*) *Advers. lib. XXXVI. c. II.*

4.

Einige Leser dürften bei allem, was ich bisher von dem Sinn-
gedichte gesagt habe, noch immer das Beste vermiffen. Sie kennen
es als das finnreichste von allen kleinen Gedichten, als eine witzige
Schnurre wohl nur, und doch ist des Witzes von mir noch kaum
gedacht worden, geschweige, daß ich die verschiedenen Quellen des
Sinnreichen anzugeben gesucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die
ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung und in
die Befriedigung dieser Erwartung gesetzt, ohne mich weiter einzu-
lassen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen solche Be-
friedigung am besten geschehe. Was die lateinischen Kunstrichter
acumina und die französischen pointes nennen, habe ich weder er-
fordert, noch bisher verworfen.

Wenn indes unter diesen Worten nichts anders verstanden
werden soll als derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung
erregt wird, der also natürlicherweise nach der Erwartung am Ende
des Ganzen stehen muß und sich von allen übrigen Gedanken, als
die nur seinetwegen da sind, nicht anders als auszeichnen kann: so
ist es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen
oder pointe schlechterdings nicht sein kann. Es bleibt vielmehr dieses
acumen das wahre allgemeine Kennzeichen desselben, und man hat
Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des
Sinngedichts zu versagen, wenn sie auch sonst noch so viel Schön-
heiten haben, die man ihnen auf keine Weise darum zugleich
streitig macht.

Wenn hingegen unter acumen oder pointe man etwas meint,
was bloß das Werk des Witzes ist; mehr ein Gedankenspiel als
einen Gedanken; einen Einfall, dessen Anzügliches größtenteils
von der Wahl oder Stellung der Worte entsteht, in welchen er
ausgedrückt ist; oder von dem wohl gar nichts Gesundes übrig
bleibt, sobald man diese Worte ändert oder versetzt: so ist die Frage,
ob das Sinngedicht notwendig eine dergleichen pointe haben müsse,
der Frage vollkommen gleich, ob man besser thue, seine Schulden
in guter oder in falscher Münze zu bezahlen.

Denn so wie es nur der Mangel an guter Münze ist, welcher
falsche Münze zu prägen verleitet, ebenso ist es nur die Schwierig-
keit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch
wahren, mit einem scharfsinnigen und doch ungekünstelten Auf-
schlusse zu befriedigen, — nur diese Schwierigkeit, sag' ich, ist
es, welche nach Mitteln umzuschauen verführet, durch die wir jene
Befriedigung geleistet zu haben wenigstens scheinen können.

Glücklich, wenn man unter diesen Mitteln nur noch die erträg-
lichsten zu wählen versteht! Denn es gibt in der That auch hier
Paduanische Münzen, die zwar falsche, aber doch von so schönem
und dem wahren so nahe kommenden Stempel sind, daß sie gar
wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja, es gibt noch andere,

deren innerer Wert nur wenig geringer ist als der echten, so daß der Münzer wenig mehr als den Schlageschatz dabei gewinnen konnte.

Besonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falschen, noch ganz echten Münzen, die, wenn sie schon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer schöne Spielmarken abgeben, zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommenen zu gehören, doch von jeher, auch unter Leuten von Geschmack, ihre Liebhaber gefunden haben und so noch ferner finden werden. Unter der ersten Gattung verstehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen, und unter der andern die, deren Aufschluß in einer Zweideutigkeit besteht. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue ist, eben weil es neu ist, dasjenige, was am meisten überrascht. Ob nun gleich dieses Ueberraschende nicht das einzige sein muß, wodurch das Neue gefällt, so ist es doch unstreitig, daß schon die bloße Ueberraschung angenehm ist. Wenn es denn aber nur selten in des Dichters Vermögen steht, seinen Leser mit einem wirklich neuen Aufschlusse zu überraschen, wer kann es ihm verdenken, wenn er seinem gemeinen Einfalle eine solche Wendung zu geben sucht, daß er wenigstens diese Eigenschaft des Neuen, das Ueberraschende, dadurch erhält? Und dieses kann nicht anders geschehen als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leser nichts geben kann, was dieser auf keine Weise voraussehen könnte, so verführt er ihn, etwas ganz anders vorauszusehen, als er ihm endlich gibt. Er hebt z. B. von hohen Dingen an und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er scheint loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er scheint tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt sich in ein feines Lob. Doch so ganz einander entgegengesetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu sein: genug, wenn der Blick des Lesers auch nur gerade vorbeischießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial statt aller.*)

In Sanctram.

Nihil est miserius nec gulosius Sanctra.
 Rectam vocatus cum cucurrit ad coenam,
 Quam tot diebus noctibusque captavit.
 Ter poscit apri glandulas, quater lumbum
 Et utramque coxam leporis et duos armos:
 Nec erubescit pejerare de turdo
 Et ostreorum rapere lividos cirros.
 Buccis placentae sordidam linit mappam.
 Illic et uvae collocantur ollares
 Et Punicorum pauca grana malorum
 Et excavatae pellis indecens vulvae
 Et lippa ficus debilisque boletus.

*) Lib. VII. ep. 19.

Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
 Rosos tepenti spondylos sinu condit
 Et devorato capite turturem truncum.
 Colligere longa turpe nec putat dextra
 Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
 Nec esculenta sufficit gulae praeda,
 Misto lagenam replet ad pedes vino.
 Haec per ducentas cum domum tulit scalas,
 Seque obserata clusit anxius cella,
 Gulosus ille postero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den *Sanctra* als einen leckern Fresser, der nie genug hat; auf einmal wendet sich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Fresser ein armer Teufel ist, der nicht darum die schmutzigsten Brocken so gierig zusammenraffte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, sondern um sie zu verkaufen und sich andere Bedürfnisse des Lebens dafür anzuschaffen. Denn daß dieses schon gewissermaßen in dem Worte *miserius* des ersten Verses stecke, das hatten wir längst wieder vergessen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatisten aller Zeiten und Völker aus dieser Quelle geschöpft haben, darf ich nicht erst sagen. Ich will sie aber darum doch nicht mit meinen, sondern lieber mit den Worten des *Cicero* empfehlen: *) „*Scitis esse notissimum ridiculi genus, cum aliud expectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum movet.*“

2. *Cicero* setzt hinzu: „*Quod si admixtum est etiam ambiguum, fit salsius.*“ Und das wäre die zweite Gattung. Denn es ist allerdings eine wichtige Erfordernis des Zweideutigen, daß es so wenig als möglich vorher gesehen werde. Was aber die Zweideutigkeit überhaupt sei, brauche ich nicht zu erklären, ebenso wenig, als ich nötig habe, Beispiele davon anzuführen. Aber gut ist es, gewisse allzu ekle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß sie uns doch lieber das Lachen nicht so schwer und selten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen schon zu viel zugegeben; die Zweideutigkeit ist nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen *riso diducere rictum*, sie kann sehr oft die Seele des feinsten Scherzes sein und dem Ernste selbst Anmut erteilen. „*Ex ambiguo dicta,*“ sagt ebenfalls *Cicero*, „*vel argutissima putantur, sed non semper in joco, saepe etiam in gravitate versantur.*“ Denn wenn die Zweideutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortspiel ist, so ist von dem doppelten Sinne, den sie hat, der eine wenigstens wahr, und der andere, wenn er falsch ist, diene bloß zum Uebergange auf jenen. Und was dienet uns in der Folge unserer Ideen nicht alles,

*) *De Oratore*, lib. II. c. 63.

um von einer auf die andere überzugehen! Wir lassen uns von der Ähnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten und wollten bei einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt sich hiervon sagen, was nicht schon hundertmal gesagt wäre? —

Ich schließe also diese allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm, und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, so schließe ich sie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen statt eines Passes bei denjenigen Lesern dienen kann, welche dergleichen Untersuchungen über Werke des Witzes insgesamt nicht lieben und ihnen kühnlich allen Nutzen absprechen, weil sie einen insbesondere nicht haben können.*) „Ego in his praeceptis hanc vim et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quae natura, quae studio, quae exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda sint, didicerimus.“

 II.

Catull.

1.

Es kommen unter den kleinen Gedichten des Catull's allerdings verschiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle seine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er selbst diesen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen ohne Unterschied eine besondere Gattung des Epigramms zu abstrahieren und es als ein Problem aufzuwerfen, ob diese Catull'sche, wie man sie nennet, feinere Gattung der Martial'schen spitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen sei: das ist mir immer sehr sonderbar vorgekommen.

Die allermeisten von den kürzern Gedichten des Catull's haben schlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein als die Kürze. Es sind kleine giftige oder obscöne Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Absicht auf eine besondere Dichtungsart ausgearbeitet sind. Wer z. B. ein „Salve, nec minimo puella naso“, **) ein „Disertissime Romuli nepotum“, ***) ein „Caeli, Lesbia nostra, Lesbia illa“, †) für Sinngedichte halten kann, der muß Lust haben, selbst auf die wohl-

*) L. c. cap. 57.

**) Carmen 44.

***) Carmen 50.

†) Carmen 59.

feilste Art ein epigrammatischer Dichter werden zu wollen. Sogar sind die nie genug gepriesenen kleinen Stücke, dergleichen „Ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiae“ und andere, die so unzählmal nachgeahmet und übersetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß sie etwas Besseres sind, und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den toten Sperling seiner Lesbia, welches jetzt unter uns durch eine vortreffliche Uebersetzung und durch eine eben so glückliche Nachahmung in aller Munde ist, ein Epigramm heißen müßte, da es die schönste Naenia ihrer Art ist, die uns aus dem Altertume übrig geblieben.

Wenn aber dem ohngeachtet sich Martial nach dem Catull soll gebildet haben; wenn er selbst ihn für seinen einzigen Meister erkennet:*) so ist dieses entweder nur von dem naiven Ausdrucke und andern allgemeinen Eigenschaften des Dichters oder doch nur von der geringsten Anzahl der kleinern Catullischen Gedichte zu verstehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial sein Ideal des Sinngedichts abstrahiret haben konnte. Von solchen z. E.**)

De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male nec tacet unquam
De me: Lesbia me, dispeream, nisi amat!
Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi
Assidue: verum dispeream, nisi amo!

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
Accidere a nostro, Calve, dolore potest,
Quo desiderio veteres renovamus amores
Atque olim missas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori est
Quintiliae, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello praeconem qui videt esse,
Quid credat, nisi se vendere discupere?

Denn wer erkennet in diesen nicht die völlige Einrichtung des Martials? Und nur auf diese, wie es der Rhetor nennen würde, *enthymematische* Einrichtung kommt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann, nicht aber auf die bloße Spitze des Schlusses, die bald mehr, bald weniger zugeschliffen sein kann, so wie sie es auch wirklich bei dem Martial selbst ist.

*) Lib. X. ep. 78.

Sic inter veteres legar poetas,
Nec multos mihi praeferas priores,
Uno sed tibi sim minor Catullo.

**) Carmen 92, 95 et 105.

2.

Ich getraute mir, wegen dieses Urtheils über die kleinern Gedichte des Catullus mit einem Naugerius selbst fertig zu werden.

Denn so ein großer Verehrer des Catullus Naugerius auch immer mag gewesen sein, so ist doch gewiß, daß er den Martial eben so wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigentümlichen Einrichtung des Sinngedichts jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toscanus lieber bereden; aber wen hätte Naugerius sodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigeren Catull. Dieses hingegen kann darum nicht sein, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen als den kleinen Gedichten des Catullus; welches bereits Vavassor und noch ein Gelehrter,*) obschon nur an dem einzigen auf die Bildsäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum diese Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie gesagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewisse Einfalt, die sich mit dem zugespitzten Witz nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher schon erhellet, weil er, nach dem Riccius,**) die Priapeia allen andern Epigrammen dieser Art weit vorgezogen. Sondern er sahe lediglich auf die Sprache, die sich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des Ciceronischen Zeitalters entferne. Wir wissen, was für ein Eiferer für die Sprache dieses Zeitalters er war, er, dem Politian und Erasmus viel zu barbarisch schrieben. Wenn er also ja die zugespitzten Schlußfälle des Martials zugleich mit verwarf, so geschah es doch gewiß nur in soweit, als eben sie es sind, die von jener Lauterkeit sich zu entfernen und jenem reichen Flusse von Worten zu entsagen am ersten verleiten. Denn die nämlichen Schlußfälle, sobald sie nur einer altrömischen Diction fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man sehe das zwölfte, das siebzehnte, das zweiundvierzigste seiner Gedichte in der Ausgabe der Vulpri. Das letztere ist auf sein eigenes Bildnis, in welchem ihm der Maler einen Harnisch angelegt hatte, und schließt:

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc patriae quod tempore iniquo,
Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geschmacke des Martial sein als dieser Schluß? Nur freilich, daß ihn Martial vielleicht mehr zusammengepresset und anstatt in vier Zeilen nur in zweien würde gesagt

*) *Remarques sur les Réflexions du P. Rapin*, p. 699. Op. Vavassoris. — *Observationes miscellaneae in Auctores v. et n.* Vol. II. T. II. p. 208.

**) *Barthol. Riccius, De Imitatione*, lib. I.

haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag so gut sein, als es will, ist doch wahrlich sehr prosaisch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr sein, daß Naugerius ein so besonderer Verehrer des Catulls gewesen. Denn Paul Jovius erzählt zwar, daß er alle Jahre an einem gewissen den Musen geheiligten Tage eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das ist, verbrannt habe. Aber es ist, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zusatz des Jamianus Strada, daß diese Verbrennung dem Catull zu Ehren geschehen sei. Naugerius zeigt sich in seinen Gedichten selbst auch nur als einen sehr entfernten Nachahmer des Catulls: er ist bei weitem kein Cotta, der um eben diese Zeit seinen Landsmann mit allen den offenbarsten Fehlern nachahmte und besonders in der Rauigkeit des Catullischen Pentameters eine Schönheit suchte, die nur für ganz eigene Ohren sein kann. Zwar wenn Cotta dieses in dem Geiste that, in welchem es schon zu der Zeit des jüngern Plinius geschah, so habe ich nichts dagegen. Denn schon damals bediente man sich zu Rom der Schreibart des Catulls, so wie jetzt französische Dichter sich der Schreibart ihres Marots dann und wann bedienen. Nicht als ob diese Schreibart noch jetzt die reinste und richtigste und beste wäre, sondern bloß, weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Teil kürzer und kräftiger sind, überhaupt aber Nachlässigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weise wagen dürfte. „Facit versus,“ schreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus, *) „quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam, et hoc, quasi Catullus aut Calvus.“ Mich dünkt, es ist kein Wunder, daß uns von diesen Versen des Saturnius nichts übrig geblieben; wer sich nicht in der Sprache seines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getrauet, nimmt vergebens zu einer ältern seine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn sie auch nur die Muster in jeder Gattung aufheben soll; und es ist nichts mehr als Verdienst, daß der originale Martial vor dem vollkommensten Nachahmer des Catulls auf uns gekommen ist, wenn es auch schon wahr wäre, daß Catull selbst dem Martial unendlich vorzuziehen sei.

3.

Ich ergreife diese Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einst über den ersten Wiederauffinder des Catulls gemacht zu haben glaubte und von deren Angrunde ich auch jetzt nicht so völlig überzeugt bin, daß ich sie nicht wenigstens für geschickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

Es ist nicht eigentlich bekannt, wer es gewesen, der bei all-

*) Ep. 16. Lib. I.

mähllicher Herstellung der schönen Wissenschaften in dem funfzehnten Jahrhunderte unsern Dichter wieder zuerst an das Licht gebracht hat. Aber es gibt ein Epigramm in ziemlich barbarischem Lateine und eben so räthelhaften Ausdrücken, das bestimmt gewesen, uns das Andenken dieses Mannes und die nähern Umstände seines glücklichen Fundes aufzubehalten. Dasselbe stehet vor mehr als einer der neuern Handschriften des Catulls, die von dem ersten wieder aufgefundenen Manuskripte genommen zu sein scheinen. Der jüngere Scaliger machte es zu Anfange seines Commentars über den Dichter bekannt, wo es so lautet:

Ad patriam redeo longis a finibus exul.
 Causa mei reditus compatriota fuit.
 Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen,
 Quique notat cursum praetereuntis iter.
 Quo licet ingenio vestrum revocate Catullum,
 Quoius sub modio clausa papyrus erat.

So viel versteht man gleich, daß das Buch selbst oder vielmehr der Dichter selbst redend eingeführet wird, um uns zu sagen, durch wen und von wannen er aus dem Exile wieder in sein Vaterland zurückgekommen sei. Auch dieses ergibt sich sogleich, daß solches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneser also, und aus einer sehr entfernten Gegend geschehen sei. Wenn nun Scaliger bloß hätte vermuten wollen, daß diese entfernte Gegend vielleicht Frankreich gewesen sei, so möchte es hingehen. Allein er behauptet geradezu, daß sie es wirklich gewesen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme selbst stehe. „In Gallis se eum reperisse ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est.“ Gleichwohl ist es offenbar, daß die ersten zwei Zeilen dieses nicht besagen und daß unter dem „longis a finibus“ eben so wohl Deutschland und jedes andere Land verstanden werden kann als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht, aber im geringsten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeitlich Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen, sondern bloß, um aus der Sprache dieses Landes ein Merkmal anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders erraten sollen. Denn die Worte „Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen“ können unmöglich etwas anders heißen, als daß der Name dieses Finders, dieses Kompatrioten des Catulls, dieses Veronesers also, auf welchen nur allein das cui sich beziehen kann, in der französischen Sprache a calamis hergenommen sei. Folgt aber hieraus, daß er sich darum notwendig auch auf französischem Grunde und Boden müßte befunden haben, als er seinen Fund that? Möglich kann es sein, nur aus diesen Worten fließt es nicht schlechterdings.

Es war sonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal seine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien sei diesem Lande bei Wiederherstellung der schönen

Litteratur sehr vieles schuldig, nicht zu verdenken, daß er unter andern auch dem Scaliger die in Frankreich geschehene Wiederentdeckung des Catulls durchaus nicht einräumen wollte.*) Er merkte an, daß das nämliche Epigramm sich bereits auf einer alten gedruckten Ausgabe des Catulls befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er sagt nicht, welchem Guarinus, und gibt auch diese alte Ausgabe selbst nicht näher an. Woher es also Herr Hamberger hat, daß Baptista Guarinus zu verstehen sei, kann ich nicht wissen. Nur so viel weiß ich, daß sich Herr Hamberger irret, wenn er diesen Baptista Guarinus selbst zu dem Wiederauffinder des Catulls macht.**) Dieses hat Pignorius auch gar nicht jagen wollen, als der bloß meldet, daß das Epigramm vom Guarinus sei, nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handele. Vielmehr unterscheidet er den Verfasser des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Kompatrioten und Erretter des Catulls, und der Fehler, den er dabei begeht, ist nur dieser, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Scaliger zu viel sahe, er seines Theils zu wenig erkannte. Er behauptet nämlich, daß die Worte „a Calamis tribuit cui Francia nomen“ weiter nichts sagen sollten, als daß der Wiederauffinder Franciscus geheißten habe. Und das ist augenscheinlich falsch; denn er soll ja nicht seinen Namen von „Francia“ haben, sondern Francia soll ihm seinen Namen „a Calamis“ beigelegt haben. Indes muß ich auch nicht unterlassen, zur Entschuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunctiert gelesen als Scaliger. Nämlich so:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen.***)

Und so hat er ohne Zweifel das „a Calamis“ für die nähere namentliche Bestimmung des „longis a finibus“ in der ersten Zeile gehalten, wonach die Worte „tribuit cui Francia nomen“, für sich allein genommen, freilich nichts mehr sagen können, als er sie sagen läßt. Allein was wäre denn unter diesem „a Calamis“ für ein Land oder für ein Ort oder für ein Volk zu verstehen? Ich wüßte nicht, und sicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja sonst der ganze Streit zwischen ihm und dem Scaliger auf einmal entschieden wäre.

Ueberhaupt sieht man wohl, daß weder Scaliger noch Pignorius es der Mühe wert gehalten, einer solchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen; denn sonst hätte es ihnen ja wohl nicht schwer sein können, die wahre Meinung zu erkennen und einen

*) *Symbolarum epistolicarum* XVI. p. 54. Patavii 1628. 8vo.

**) Zuverlässige Nachr., T. I. S. 470: „Was noch vorhanden ist (vom Catull nämlich), hat Baptista Guarinus aus Verona in Frankreich zuerst gefunden.“

***) Zwar steht bei ihm selbst das Semikolon nach „tribuit“, aber wohl nur durch einen Druckfehler. „Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,
aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alicubi
(et forte in horreo) codicem Catulli.“

Geschlechtsnamen ausfindig zu machen, der im Französischen sich wirklich „a calamis“ ableiten lasse. Angenommen nämlich, daß „a calamis“ so viel heißen soll als von Schreibfedern, welches es ohnstreitig heißen kann, und nun sich erinnert, daß Schreibfedern auf französisch „plumes“ heißen: was ist leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, gibt es denn einen solchen Geschlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß sie die Entdecker des Catulls gewesen wären? Allerdings, und wenigstens lebte um eben diese Zeit, das ist in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, ein berühmter Medicus Namens Bernardinus Plumatius, und was das Sonderbarste ist, dieser Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborner Veroneser.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Papadopoli*) und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher diese ihre Nachricht von ihm geschöpft, selbst nachzusehen, ebenso wenig, als es mir gelingen wollen, eines von seinen Büchern, deren er verschiedene geschrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann also auch nicht sagen, ob in diesen oder in jener etwas vorkommt, welches die Vermutung, daß er es wohl selbst sein könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder bestärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer schlechter Medicus, sondern er galt zugleich für einen scharfsinnigen Philosophen, und damals hatten die Philosophen in Italien schon ziemlich angefangen, sich mit den schönen Wissenschaften wieder auszusöhnen. Wenn er es aber auch nicht selbst war, der sich um den ersten Dichter seiner Vaterstadt so verdient zu machen Gelegenheit hatte, so könnte es doch wenigstens einer von seinen Vorfahren oder Anverwandten gewesen sein. Denn das, muß man gestehen, ist doch immer sehr merkwürdig, daß an einem von diesem Geschlechte beide Merkmale zugleich eintreffen, welche das Epigramm angibt: ein Plumatius war des Catulls compatriota; von einem Plumatius kann man sagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beigelegt habe.

Raum wird man nun aber auch begreifen, warum ich dem ohngeachtet eine so wahrscheinliche Vermutung gleich eingangs vor dem völligen Beifall verwahret habe. Ich will es kurz machen. Die Ursache ist die, weil ich seit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das „a calamis“ auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuscripte des Catulls, in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgelegt worden, lese ich anstatt „a calamis“ deutlich und ungewiß „a talamis“ das ist „thalamis“. Und da läge sie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn diese Lesart ihre Richtigkeit hätte, und ich könnte mein Raten nur wieder von vorne an-

*) *Historia Gymnasii Patavini*, T. II. p. 184.

fangen! Doch lieber will ich einen andern sein Glück versuchen lassen und nur noch anmerken, daß besagtes Manuscript auch sonst einiges nicht völlig so lesen läßt, als Scaliger gelesen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum praetereuntis iter,

welche beim Scaliger keinen Verstand hat, stehet anstatt „cursum“ »*turbae*«, und so scheineth doch einigermaßen ein Verstand von weitem herleuchten zu wollen. Doch diese bessere Lesart gibt auch schon Fabricius,^{*)} ohne zu sagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er sie nicht; als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzusetzen für nötig erachtete. Vielleicht also, daß Fabricius die alte Ausgabe selbst vor sich gehabt, auf die sich Pignorius bezieht; wonach aber die Interpunction der dritten Zeile, welche dieser doch auch daher genommen zu haben scheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius liest die dritte Zeile vollkommen wie Scaliger, und wie ich sie auch in dem Wolfenbüttelschen Manuscripte finde. — Endlich hat dieses auch noch in der fünften Zeile anstatt „revocate“ »*celebrate*« und in der sechsten anstatt „clausa“ »*causa*«. Wenn denn nur aber in den Zeilen selbst das Geringsste dadurch mehr aufgekläret würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Distichon mir völlig unverständlich ist. Pignorius glaubte daraus erraten zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden; denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr, und wo sind die Scheffel anders als in den Scheuern? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts Besseres zu sagen.

III.

Martial.

1.

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial bei den Griechen sowohl als bei den Römern gegeben, welche Epigrammen gemacht, aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen, daß er der erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgesondert unter dem Schwalbe aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verschiedenheit sind, als daß man sie noch alle hätte klassifizieren können oder wollen. Der Name selbst ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterschied beigelegt: epigrammata, idyllia, eclogae waren völlig gleich-

^{*)} Biblioth. lat., T. I. p. 53.

gültige Benennungen, und noch der jüngere Plinius stellte es frei, welche von diesen Benennungen man seinen poetischen Kleinigkeiten beilegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinschaftlichen Silbenmaße überschrieben hatte.*)

Martial, wie gesagt, war der erste, der sich eine deutliche, feste Idee von dem Epigramme machte und dieser Idee beständig treu blieb. So verschieden seine Sinngedichte auch immer in Ansehung der Einfälle sein mögen, so vollkommen ähnlich sind sie einander doch alle in Ansehung ihrer innern Einrichtung. Das schlechteste und das beste, das größte und das kleinste haben ohne Ausnahme das Merkmal, woran ihre Verwandtschaft und Belangung zu der nämlichen Klasse auch ein Leser empfindet, der nichts weniger als Kunstrichter ist.

Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten der Zeit nach gehöret, so ist er auch noch bis jetzt der erste dem Werte nach geblieben. Nur wenige haben so viele Sinngedichte gemacht als er, und niemand unter so vielen so viel gute und so viel ganz vortreffliche. Wer ihm aus allen Zeiten und Völkern noch am nächsten kömmt, ist unser Wernicke. Beider Reichthum ist fast gleich groß, nur daß man dem Reichthume des Deutschen ein wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. Martial gewann den seinigen unter Menschen und von Menschen, Wernicke förderte seinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schoße der Erde zu Tage. Wernicke besaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen, und dem Martiale ging mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man schweige doch nur von dem falschen Witze des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und gibt ihn für nichts anders: seine müßigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläset er es aus der Hand. Andere hingegen wissen kaum, woran sie schneiden und polieren, ob es ein echter oder unechter Stein ist; sie geben sich mit dem einen ebenso viel Mühe, als sie nur mit dem andern sich geben sollten; mit gleich wichtiger, gleich feierlicher, gleich ehrlicher Miene bieten sie den unechten eben so teuer als den echten.

Auch wüßte ich fast kein Exempel, wo Martial in eben demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt hätte. Er hat sehr oft wahren Witz, auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bei einem ernstern, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bei einem solchen ebenso ernst, ebenso würdig, ebenso groß sein; und

*) Lib. IV. ep. 14: Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecasyllabos praesto.

nur das ist der wahre Probierstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Verteidigung in diesem Punkte wäre nicht besser zu führen als durch Gegenstellung neuerer Sinndichter, die sich gelüsten lassen, über den nämlichen ernsthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben, wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martials — wer kennt es nicht? — ist dieses:*)

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
 Et subtracta sibi quaereret arma dolor,
 Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
 Credideram satis hoc vos docuisse patrem,
 Dixit et ardentem avido bibit ore favillas:
 I nunc et ferrum, turba molesta, nega!

Vortrefflich! obschon nichts als das historische Factum. Nur daß der Dichter das, was Porcia bloß durch ihre Handlung sagte, sie mit Worten ausdrücken läßt. Man sage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unschicklichkeit, wenn die That anders so geschehen ist, als Plutarch berichtet, daß nämlich Porcia, nachdem sie die brennenden Kohlen verschluckt hatte, den Mund fest verschloß und durch Zurückhaltung des Atems ihren Tod beförderte.“ Freilich hat sie nichts weiter gesprochen und konnte wohl auch nichts weiter sprechen. Doch wer heißt uns denn die letzte Zeile als Worte der Porcia ansehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martials gibt, die dieses zu thun ausdrücklich anweisen, wie z. B. Raderus,**) dagegen ich keinen weiß, der vor dieser Mißdeutung gewarnet hätte. Gleichwohl ist es sicherlich eine, und die Worte „I nunc et ferrum, turba molesta, nega!“ sind Worte des Dichters, der auf einmal sich dünken läßt, bei der Handlung selbst gegenwärtig zu sein, und ganz in dem Geiste der Porcia der vereitelten Aussicht mit diesem Epiphonema spottet. Mit der Arria, die man bei dem ähnlichen Entschlusse, mit ihrem Gemahle zu sterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß sie für tot niederfiel, wäre es ein anderes gewesen. Denn diese ward wieder zu sich gebracht und hätte also selbst ein solches „I nunc“ zu der lästigen Schar ihrer gutherzigen Aufseher sagen können, wie sie denn auch wirklich so etwas sagte.***) Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: so eine Ungereimtheit konnte dem Martiale unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von diesem ange- schmitzten Flecke gereinigt, höre man seine Racheiferer.

*) Lib. I. ep. 43.

**) Bei dem diese letzte Zeile „insultantis et iridentis Porciae victricis vox“ heißt.

***) Plinius, ep. 16. lib. III: Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negassetis.

Der erste sei Marcus Antonius Casanova; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateinischen Epigrammatisten den allerersten und zugleich den nächsten Platz nach dem Martiale zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieses erwecken!*)

Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
Vivere? debueram non superesse patri.
Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
An dux ad mortem non satis unus erat?
Dumque sibi ferrum queritur moritura negari:
Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tabeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile so nachlässig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leser schon die ganze That der Porcia bekannt sein muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaßen verstehen soll: sondern ich will bloß fragen, was wir bei dieser letzten Zeile außer der dunkeln Andeutung der That überhaupt denken sollen? Oder was hätte Porcia wohl selbst gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritischen Augenblicke solche Worte entfahren wären? Wie kam sie darauf, sich einem Hause zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verstande heißen, in welchem es hier gebraucht sein muß? — Doch diese Armseligkeit ist so vieles Ernstes nicht wert.

Ungefähr um gleiche Zeit mit dem Casanova versuchte auch Faustus Sabäus sein Heil, und so:**)

Bruto digna viro, generosi nata Catonis,
Ebis ardentibus cur moritura faces?
Non aliter potui tantum compescere luctum:
Igne exsiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe sich unter allen möglichen Todesarten gerade diese mit vielem Bedachte ausgedacht? Sie habe mit allem Fleiße die Wasser ihrer Betrübniß nicht etwa mit dem Dolche abzapsen, sondern lieber mit Feuer austrocknen wollen? Sie habe — Doch was ist leichter, als über so was zu spotten?

Ich eile zu einem dritten, dem Nikolaus Grudius, dem Bruder des zärtlichen Johannes Secundus; leider nur einem leiblichen Bruder und keinem Bruder in Apollo. — Aber sein Epigramm ist so lang — ich glaube, ich werde mit dem bloßen Schlusse davonkommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren toten Gemahl in zwölf Versen beteuern, wie gern und wie unfehlbar sie ihm unverzüglich folgen wolle, und setzt endlich hinzu:***)

*) *Deliciae Poet. Ital. P. I. p. 707.*

**) *Deliciae Poet. Ital. P. II. p. 565.*

***) *Poemata trium fratrum Belgarum, p. 69.*

Haec simul; ardenti simul obstruit ora favilla.
Quae potius flagrans tela ministret amor?

Quae potius? Ich dächte lieber einen von seinen eigenen Pfeilen, besonders, wenn ihm von jenen vertauschten noch einer übrig ist. Oder, wenn es ja Feuer sein mußte, warum nicht lieber seine eigene Fackel?

Es folget endlich *Wernicke*, und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen lassen. Er hat zwei Sinngedichte auf die *Porcia*, beide ungleich besser als die Sinngedichte des *Casanova*, des *Sabäus*, des *Grudius*, aber beide doch noch unendlich unter dem Muster des *Martials*.*)

1.

„Man hört nicht *Porcia* vergebens sich beklagen,
Noch daß dies edle Weib in Ohnmacht weibisch sinkt;
Sie kann gleich ihrem Mann den Tod beherzt ertragen
Und isset Feu'r, weil er aus *Lethe* Wasser trinkt.“

2.

„Schau an die *Porcia*, die kein Geschick beugt,
Die mit dem Tode weiß, wie *Cato* selbst, zu scherzen:
Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
Was für ein Feu'r in ihrem Herzen.“

Ich hätte große Lust, nach dem Beispiele des *Plutarch*s, elenden Witze mit elendem Witze zu verlachen und hinzuzusetzen: Wunder, wenn unter allen diesen frostigen Einfällen die glühenden Kohlen nicht verloschen wären und *Porcia* anstatt Feuer nichts als Staub hinuntergeschluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Fest mit dem *Muretus* machen, dem *Martial* nichts als ein „*scurra de trivio*“ war. Denn bei alledem hat *Muretus* in seinen Epigrammen den *Martial* doch sehr oft nachgeahmt und immer sehr unglücklich. Das einzige, worin er den alten *Possenreißer* übertrifft, sind die Wortspiele. Doch des *Muretus* Gedichte heißen „*Juvenilia*“, und das kritische Urteil fällt er, wenn Gott will, in seinem reifen Alter.

Ich lasse also den Mann ruhen und sage über den poetischen Wert des *Martials* überhaupt nur noch das: Wenn *Nelius Verus*, welcher den *Martial* seinen *Virgil* nannte, weiter nichts damit sagen wollen, als daß *Martial* in seiner kleinen Dichtungsart eben das sei, wofür *Virgil* in seiner größern gelte, wie sich verschiedene Gelehrte dieses eingebildet, so hat sich niemand zu schämen, ebenfalls von so vornehmer Geschmacke zu sein. Aber ohnstreitig wollte dieser *Cäsar* damit mehr sagen, und es hat nie an Leuten seines Ranges gefehlt, die eine lustige schmutzige Kleinigkeit in allem Ernste dem größten Werke des Genies vorgezogen,

*) Zweites Buch, S. 45.

das nur irgend einige Anstrengung, ihm nachzuempfinden, fordert. Sie überschätzen, was ihnen gefällt, ohne sich zu bekümmern, was ihnen gefallen sollte.

Höchstens ist eine dergleichen Ueberschätzung nur dem Verfasser selbst zu vergeben. Martial selbst mochte immer glauben, daß seine Epigrammen ebenso viel wert wären als anderer ihre Heldenlieder und Trauerspiele;*) denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man sich diese Sache selbst nicht geringfügig denkt. Man muß sie vielmehr unablässig als eine der ersten in der Welt betrachten, oder es ist kein Enthusiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Besonders auszurichten stehet. Nur wehe dem Leser, der sich von diesem den Verfassern so nützlichen Selbstbetrüge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er selbst nicht wissen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig ist, und damit aufhören, daß er alles verachtet.

2.

Nichts hat dem Ruhme des Martials in den neuern Zeiten mehr geschadet als der unzüchtige Inhalt, den seine Sinngedichte nicht selten haben. Nicht zwar, als ob man leugnen wollen, daß etwas ästhetisch schön sein könne, wenn es nicht auch moralisch gut ist. Aber es ist doch auch so gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieses Gute nicht zugleich erkennt.

Diejenigen meinten es daher noch immer sehr treu mit ihm, die lieber alle seine juckenden, frankten, ansteckenden Teile ausschneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unschuldiger und mit einer zarteren Stirne begabter Leser verbannet wissen wollten. Ramirez de Prado mußte nicht klug im Kopfe sein, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer so guten Absicht so übel mitspielen konnte. Ein anderes wäre es gewesen, wenn das Ausgeschnittene zugleich vernichtet worden, oder wenn noch jetzt leicht zu besorgen stünde, daß, was in einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verloren gehen könnte.

Die eigene Entschuldigung des Martials über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meinen, daß nichts darwider einzuwenden sei, sie noch nicht einmal so weit ausgedehnet, als sie ohngefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich ist, daß ein reines Leben bei so unreinen Gedichten bestehen könne, noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen soll. — Nicht sowohl um ihrer Meinung überhaupt beizutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verständnisse des Dichters beizutragen, will ich hierüber ein paar Anmerkungen niederschreiben.

*) Lib. IV. ep. 49.

1. Wenn man von je her, so wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, also auch denen, welche sich der Besserung des sittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freie Sprache zu führen und sich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrücken, was der Wohlstand außer dieser Absicht entweder gar nicht zu berühren oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Gesichtspunkte eines der Letztern zu betrachten? Augenscheinlich wenigstens ist es, daß er die Absicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüsten anzupreisen, deren bloße Benennungen bei ihm uns schon so viel Abscheu erregen; vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geschieht es nie anders als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Bavassor im geringsten nicht gedacht haben, der ein gewisses Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martials gerade am meisten zu finden glaube, so ansieht, als ob sich der Dichter selbst dadurch das Urtheil gesprochen. Es ist das dreißigste des zwölften Buchs, an einen nicht ganz schlechten Poeten, dessen er unter dem Namen Sabellus mehrmals gedenkt.

Facundos mihi de libidinosi
Legisti nimium, Sabelle, versus,
Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novae figurae;
Quales perditus audeat fututor;
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Bavassor erkennet in diesen Versen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen sie am mutwilligsten unter die Füße getreten werde. Wenn sich unter dem Sabellus, sagt er, Martial nicht selbst meinet, so prallet doch der Pfeil, den er gegen dieses sein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück.*) — Ich kann mich dessen schwerlich bereden. Denn auch der unbesonnenste Schriftsteller nimmt sich vor dergleichen Selbstverdammungen wohl in acht. Vielmehr muß Martial von seinem freiesten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu sein geglaubt haben: und ich meine, er hätte diesen

*) Cap. XI. Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinosi etc.* Est hoc epigramma Martialis scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alios intenta resiliat atque in caput jacentis recidant.

abführen können, wenn er sich der Retorsion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?“ hätte Martial sagen können, „ich mit dir, Sabellus, in gleicher Schuld? Ich, der ich nichts sage, als was täglich um und neben mir geschieht; der ich es höchstens nur eben so ohne Scham sage, als es geschieht; der ich es aber auch so ohne Scham sagen muß, wenn es ein Brandmal für den werden soll, von dem ich es sage: was habe ich mit dir gemein, der du zu den Lüsten, die ich durch das Lächerliche so gut zu bestreiten suche, als sich etwas Strafbares durch das Lächerliche bestreiten läßt, der du zu diesen Lüsten mit aller möglichen verführerischen Beredsamkeit anreizest? Dieses Anreizen, diese Erweckung der Begierden ist es, was ich eigentlich an dir verdamme und mich auf keine Weise trifft: nicht die nackten schamlosen Worte, die ich freilich eben so gut brauche als du, aber zu einer andern Absicht als du. Sogar räume ich es ein, daß du im Gebrauche dieser Worte weit mäßiger, weit bescheidener bist als ich. Aber, guter Freund, im Grunde ist das desto schlimmer. Es zeigt, daß du dein Handwerk recht wohl verstehst, welches eines von denen ist, die einen Menschen um so viel schlechter machen, je vollkommner er darinnen wird. Du magst es bald weggehabt haben, daß sich die Begierden bei dem Verfeinten, Versteckten, welches mehr erraten läßt als ausdrückt, weit besser befinden als bei dem plumpen Geradezu. Darum allein vermeidest du dieses und verschwendest an jenes so viel Witz und Blumen. Bei Leibe nicht, daß du jemanden Röte in das Gesicht jagen solltest! Röte ist Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit ist nie ohne Unwillen oder Furchtsamkeit. Wie taugten diese in deinen Kram? Lieber umgehst du diese Vorposten der Zucht so weit, so leise, als nur möglich. Du schonest der Schamhaftigkeit deiner Leser, um sie unmerklich gänzlich darum zu bringen. Ich beleidige sie dann und wann; aber es geschieht, um sie thätig und aufmerksam zu erhalten. Immer nenne mich einen ungeschliffenen, groben Spötter, einen ekeln Poffenreißer, wenn du willst. Wer wird nicht lieber ein Spötter sein wollen als ein Verführer? nicht lieber ein Poffenreißer als eine listige, gleißende, mauspitzende Hure? Frage bei dem Didymus nach, wessen Gedichte seine Mädchen am liebsten lesen, ob meine oder deine? welche von beiden sie ihren zaudernden oder entkräfteten Buhlern vorsingen? mit welchen von beiden er sie selbst in dem Geschmacke ihres Berufs erhält? dich allein kennen sie; du allein liegst auf ihren schmutzigen Nachttischen. Ganz natürlich! denn ich schlage, und du kitzelst. Zwar, höre ich, soll es auch eine menschliche Gattung von Waldeseln geben, deren dicke Haut meine Schläge selbst zu Kitzel macht. Aber wer fragt nach der? An der ist nichts zu bessern und nichts zu verderben, und wenn es meine Schläge nicht sind, welche ihr juckendes Fell krauen, so ist es der erste der beste Eckstein“ u. s. w.

Man wird leicht sehen, warum ich in dieser Rede, welche ich dem Martiale in den Mund lege, den Sabellus weit weniger

strafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedichte erscheint. Denn es versteht sich von selbst, wenn Martial gegen den allerfeinsten Sabellus, gegen jeden Sänger der unschuldigen Wollust sich auf diese Weise verteidigen kann, so wird er seine Sache aus eben den Gründen um so viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehischen Sabellus gewinnen müssen. Es kommt unter beiden Theilen, wie gesagt, nicht auf die bloße schamlose Erwähnung unzähliger Gegenstände an, durch welche meistens nur eine Anständigkeit beleidiget wird, die sich mehr von gesellschaftlichen Verabredungen als unmittelbar aus der Natur des Menschen herschreibet, sondern es kommt auf die anlockenden Sophistereien an, mit welchen man solche Gegenstände ausrüstet; auf die Anreizung zu Lüsten, zu welchen ohnedem schon so vieles in der Welt anreizet; auf die Erweckung solcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigstens ist der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben können, der Beeiferung eines ehrlichen Mannes nicht sehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martials keiner weitem Ausflucht bedürfe. Und doch bedarf es noch einer sehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Last fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und spottet, sondern von sich selbst redet, für sich selbst wünschet und fordert. Was sich für diese sagen ließe, wenn es darauf abgesehen wäre, den Martial von dem Verderbnisse seiner Zeit so wenig als möglich angesteckt zu zeigen, wäre indes vielleicht folgendes.

Es ist falsch, daß der epigrammatische Dichter alles, was er in der ersten Person sagt, von seiner eigenen Person verstanden wissen will. Kürze und Rundung, welches so notwendige Eigenschaften seiner Dichtungsart sind, nötigen ihn öfters, in der ersten Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz noch sein Verstand theilnimmt. Daß dieses auch dem Martiale begegnet sei, daß auch Martial hieraus sich kein Bedenken gemacht habe, ist sehr glaublich, und ein unwidersprechliches Beispiel haben wir an dem sechsten Epigramme des ersten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das epigrammata nobis:

Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer ist hier die erste Person? der Dichter? Nichts weniger; der Dichter ist vielmehr gerade der, mit welchem jene erste Person spricht. Der Kaiser Domitianus selbst ist es, welchen Martial so redend einführet, ohne uns weder in dem Gedichte noch in der Aufschrift den geringsten Wink davon zu geben. Was er also hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfter unterlassen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen nicht Martial selbst, sondern ein Freund und Bekannter desselben sprechen?

Martial bekennet ohnedem, daß er nicht immer aus eigener

Willkür gedichtet. Er ließ sich auch wohl den Gegenstand zu einem Epigramme aufgeben; denn er beklagt sich gegen einen gewissen Cäcilian, daß er ihm so ungeschickte Gegenstände vorlege, über die es ihm nicht möglich sei, einen geschickten Einfall zu haben.*)

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui fieri, Caeciliane, potest?
Mella jubes Hyblaea tibi vel Hymettia nasci
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn so ein Cäcilian über den und jenen, über dies und das ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiste desselben gemacht haben? Wird er es ihm also auch nicht selbst in den Mund gelegt haben?

Allerdings ist durch diese Wendung gewissermaßen von dem moralischen Charakter des Martials nun alles abzulehnen, was ihm nachtheilig sein könnte. Aber wenn der Dichter so schlimm nicht war als sein Buch, wird denn darum auch das Buch im geringsten besser? Gewiß nicht — doch dieses gegen Tugend und Wohlstand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

3.

Einen Augenblick will ich mich noch bei der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu sein scheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von sich selbst versichert, desto wahrscheinlicher zu machen. Es verlohnet sich also der Mühe, sie ohne Rücksicht auf diesen Punkt durch einige Beispiele mehr zu erhärten, und wo möglich durch einige einleuchtendere als das einzige angeführte, in welchem zwar freilich nicht der Dichter, sondern Domitianus spricht, aber doch mit dem Dichter spricht. Aus diesem Umstande, dürfte man meinen, verstünde es sich von selbst, daß die erste Person darin nicht der Dichter sein könne; aber eben dieser Umstand müsse sich dann auch bei den andern Beispielen zeigen, von welchen sich das nämliche verstehen solle. Das ist, man dürfte die Anmerkung nach Maßgebung dieses Musters nur von solchen Epigrammen wollen gelten lassen, die der Dichter an sich selbst überschrieben.

Was ich nun hierüber zu sagen habe, wird zusammen auf nichts Schlechteres hinauslaufen, als auf eine Untersuchung über — die Frau des Martials. Hat Martial während seines vierunddreißigjährigen Aufenthalts zu Rom eine Frau gehabt, oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war sie, und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der ersten Person hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, sagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiser das jus trium liberorum

*) Libr. XI. ep. 43.

erhielt, welches in gewissen bürgerlichen Vorzügen bestand, deren sich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren, so machte er an seine Frau folgendes Epigramm:*)

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein sehr verbindliches Kompliment! Doch eine gute Frau versteht Spaß und weiß wohl, daß man so was derjenigen gerade am ersten sagt, die man am ungernsten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die diesen Spaß für vollen Ernst aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernst aufgenommen. Sie sind nur unter sich ungewiß, wie der Dichter das „valebis uxor“ eigentlich verstanden habe. Ob er bloß damit sagen wollen: „Was bekümmre ich mich nun viel um dich?“ oder ob er ihr die völlige Ehescheidung damit angekündigt, oder ob er ihr gar damit den Tod gewünscht,**) wenn sie nicht selbst schon so klug gewesen, sich dazu zu entschließen.

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn „Valebis uxor“ überhaupt nur heißen sollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu soll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden diesen Sinn, und beweisen zu können glaube ich, daß das jus trium liberorum auch wirklich Unverehlichten erteilet worden.

Aber freilich, Martial gedenkt seiner Frau noch weiter. Er sagt von ihr, was man nun freilich von seiner Frau eben nicht einem jeden auf die Nase bindet:***)

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau und der häßliche Mann! Was konnte sie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch sonst eine so gesetzte, so ehrbare und in dem Ehebette selbst so keusche Matrone! Sie war ihm nur zu keusch; worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt.†)

Uxor vade foras aut moribus utere nostris!
Non ego sum Curius, non Numa, non Tadius. — —
Si te delectat gravitas, Lucretia tota
Si licet usque die: Laida nocte volo.

*) Lib. II. ep. 92.

**) *Funccius de imminente latinae linguae senectute*, p. 212: Ad uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

***) Lib. III. ep. 92.

†) Lib. XI. ep. 105.

Anderstwo scheinete sie es zwar näher gegeben haben, ja näher, als es Martial selbst von ihr verlangte. *) Aber doch nur alles aus aufrichtiger inbrünstiger Liebe gegen ihren Mann, „ne vagus a thalamis conjugis erret amor“: so daß es kaum zusammenzureimen stehet, wie eine ihrer Gemüthsart nach so sittsame und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann so nachgebende Frau gleichwohl noch einen Gehilfen hat verlangen können, und von ihrem Manne selbst hat verlangen können?

Ich bin unbesorgt, daß die, welchen Martial schlechterdings zu Rom soll verheiratet gewesen sein und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der ersten Person bei ihm die Rede ist, seine eigene darunter verstehen, nicht auch noch weit widersprechendere Nachrichten von ihr sollten zu vergleichen wissen. Aber begierig wäre ich zu hören, was sie zu denjenigen Epigrammen sagen, in welchen sich Martial mit eben so klaren Worten für unverheiratet ausgibt? Denn dieses thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heiratsregel erteilet? **)

Uxorem quare locupletem ducere nolim
Quaeritis? Uxori nubere nolo meae.
Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
Non aliter fuerint foemina virque pares.

Oder wenn er die Ursache angibt, warum er die Thelesina nicht heiratete, und warum er sie dennoch wohl heiraten möchte? ***)

Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?
Moecha est — — — — —

Wollen sie wohl sagen, daß man die Zeiten unterscheiden müsse, und daß Martial damals wohl könne Witwer gewesen sein? Oder wollen sie lieber sagen, daß hier Martial in eines andern Namen spreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigstens eines von beiden, hier oder dort, warum nicht überhaupt an mehrern Orten? — Und das war es nur, worauf ich sie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich sonach weder für noch wider die Frau des Martials aus den angeführten Epigrammen etwas zu schließen, so ist es doch wahrscheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, sondern daß er sich erst in Spanien verheiratet, als ihn Verdruß und Mangel in seinem Alter wieder dahin zurückbrachten. Hier erst fand er eine lebenswürdige Person, die es sich gefallen ließ, noch so spät sein Glück zu machen. Dieser erwähnt er daher auch erst in dem zwölften Buche, welches er in Spanien schrieb, und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit so individuellen Umständen, daß man

*) Lib. XI. ep. 44.

**) Lib. VIII. ep. 12.

***) Lib. II. ep. 49.

wohl sieht, da allein sei es ihm Ernst gewesen, von seiner wirklichen Frau zu sprechen.*) Er sagt von ihr unter andern auch, daß sie nie in Rom gewesen, und also hatte er sie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er dem ohngeachtet mit ihr schon verheiratet gewesen und die ganzen vierunddreißig Jahre, die er dort zubrachte, sie in Spanien allein sitzen lassen, das hieße ja wohl etwas sehr Unwahrscheinliches annehmen, um etwas sehr Wahrscheinliches zu leugnen.

4.

In eine ähnliche Untersuchung anderer Lebensumstände des Dichters will ich mich nicht einlassen. Ich möchte nach dem Masson, dessen Schrift mir eben nicht bei der Hand ist, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu sind das wahre Leben eines Dichters seine Gedichte. Nur was von diesen zu sagen ist, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben, und die wichtigsten Nachrichten von einem alten Verfasser sind nur in so weit wichtig, als sie seinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig ist, brauche ich nicht zu sagen. Wenn einiges, was seinen Namen jetzt führet, nicht von ihm sein sollte, so vermiffen wir dagegen vielleicht manches andere, das wirklich von ihm war. Ich verstehe unter diesem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Existenz ich nicht sehe, warum Nic. Antonio**) zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch so ausdrücklich in dem hundertundvierzehnten Epigramme des ersten Buchs.

Quaecunque lusi juvenis et puer quondam,
Apinasque nostras, quas nec ipse jam novi,
Male collocare si bonas voles horas,
Et invidetis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weise die noch vorhandenen Epigramme oder irgend ein einzelnes Buch derselben gemeint sein. Denn ob der Dichter auch schon von diesen an mehr als einem Orte eine sehr bescheidene Meinung äußert, so konnte er sie doch so weit nicht heruntersetzen, noch weniger das für unreife Früchte seiner poetischen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren so ernstlich beschäftigt finden.

Der Quinctus Pollius Valerianus, von dem Martial sagt, daß er den gänzlichen Untergang dieser verworfnen Kleinigkeiten noch verhindere, war also derjenige, welcher sie zum Verkauf abschrieb oder für seine Rechnung abschreiben ließ: ihr Verleger mit

*) Lib. XII, ep. 21. 31.

**) *Bibl. Hisp. vetus*, p. 65.

einem Worte. Und auch hieraus ist es schon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede sein kann; denn der Buchhändler, welcher diese verkaufte, hieß *Utrechtus*.

Warum ich aber der verlorenen Jugendgedichte unsers *Martialis* so geflissentlich hier gedenke, ist eigentlich dieses die Ursache, weil ich einen Einfall über sie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht schon mehrere gehabt haben. Ich glaube nämlich, daß sie nicht so ganz untergegangen, sondern verschiedene derselben noch übrig sind und nur verkannt werden.

Der alte Scholiast des *Juvenals* führt eine Stelle aus dem *Martial* an, die sich jetzt bei ihm nirgends findet. Allerdings haben wir sonach den *Martial* nicht ganz; aber darum auch seine Epigrammen nicht ganz, wie *Scrivers* argwohnet?*) Warum könnte diese Stelle nicht eben in den Jugendgedichten gestanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu sein glauben? Doch wenn gerade nur diese davon übrig wäre, so wäre es freilich so viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, sind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen *Junius* seine Ausgabe des *Martialis* vermehrte. Er fand sie in einer Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek, und ohne Zweifel, daß sie in dieser Handschrift an eben den Orten eingeschaltet waren, an welchen sie in seiner Ausgabe vorkommen.**) Es gibt nur wenig spätere Herausgeber des *Martialis*, die sich diese Einschüßel so völlig gefallen lassen. Am ungestümsten aber stieß sie *Scrivers* wieder aus, und kaum, daß er ihnen noch ganz am Schlusse seiner Ausgabe den Platz vergönnte, „ne aliquis ex fungino genere ea desideret“. Es ist eine Lust, ihn schimpfen zu hören: „*Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorsus Deo musisque aversis nata. Procul dubio ab insulsis monachis et scribis deliramenta haec profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter sues.*“

Wer gibt auf solche kritische Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er sich durch ihre Verteidigung den Vorwurf eines elenden Geschmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geschehen, was da will, ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Nase des *Scrivers* eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß sie Schweine und Hunde recht gut zu unterscheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen sie in den streitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Nase als Nase alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigentümer, mit einer Nase mehr empfinden zu wollen,

*) *Animad. in Spectac.*, p. 28.

**) Nämlich IV. 78; VII. 99. 100. 101; XII. 79. 101. 102. 103.

als man mit einer Nase empfinden kann? Wer hieß Scrivern, mit der sinnlichen Empfindung sogleich ein Urtheil verbinden und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martials durchaus nicht lassen will, gar nicht sehr witzig sind, daß sie auch nicht immer in einer so guten Sprache geschrieben sind, als man von Schriftstellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte und bei dem Martial wirklich findet: aber folgt daraus, daß sie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfasser in seiner Jugend, in seiner Kindheit nichts gemacht haben, was den Werken seines reifen Alters weder an Gedanken noch Ausdruck durchaus nicht ähnlich sieht? Solange man noch unter sich selbst ist, ist man um so viel mehr auch unter seiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpossen des Martials, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben, sonst wüßte ich gar nicht, warum er sich ihrer sollte geschämt haben. Verhält sich dieses aber so, warum sollte es nicht möglich sein, daß ein Liebhaber einige derselben, die ihm noch am besten gefallen, in sein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum sollte es nicht glaublich sein, daß eben daher ein Manuskript Zusätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß ist es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugnis eines Manuskripts immer glaubwürdiger in solchen Dingen ist als der kahle Nachspruch eines Kritikus, der sich auf nichts als auf seine Nase beruft.

Damit ich jedoch nicht scheinen möge, alles auf meine eigene Hörner zu nehmen, so will ich anführen, daß es vor und nach Scrivern auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilt haben. So nennt Ramirez de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
 Ornatus dives, parvula coena fuit.
 Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
 Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
 Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
 Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes!

„elegans et poeta dignum“. Und Barth*) sagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est: peregre Milone profecto
 Arva vacant, uxor non minus inde parit.
 Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam:
 Quo fodiatur ager non habet, uxor habet,

*) *Advers.* lib. XXIII. cap. 6.

ob er es schon selbst für kein Werk des Martials erkennt, „eruditamen hujus epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse“ etc. Wenigstens wo ist das Mönchmäßige in diesen zwei Proben? Und was haben sie, das schlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte geflossen sein, welcher noch keine Verse machen kann, sondern sich erst im Versmachen übet? Eben das gilt von den übrigen sechs, sogar das aller schlechteste, „In Ponticum“, nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindische Versuch eines angehenden Epigrammatisten, auch aus einer Zeit sein kann, in der der mittelmäßigste Dichter eine weit bessere Sprache hatte. Denn, wie ich schon erwähnt, der übende Schüler ist weder seinem Zeitalter überhaupt noch dem insbesondere ähnlich, wozu er selbst mit den Jahren gelangte.

Keinesweges aber will ich in dieses gelindere Urteil auch diejenigen Stücke mit eingeschlossen wissen, mit welchen Scriver selbst die Zusätze des Junius vermehrte. Denn in diesen herrscht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römischer Knabe von noch so weniger Erziehung haben konnte. Dazu sehe ich auch nicht, daß Scriver sie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die er unter dem Namen des Martials angeführt gefunden. Er sagt bloß, daß es Epigrammen sind, die er aus alten Pergamenten, besonders aus alten Glossariis zusammengeschrieben habe, und dieses hätten die neuern Herausgeber des Martials nicht aus der Acht lassen sollen, welche sowohl jene authentischeren Zusätze des Junius als diese weit verfänglicheren des Sriverers ohne Unterschied „Martiali afficta“ genannt und ihrem Autor beigelegt haben.

Weit eher könnte ich jetzt selbst jene bessern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer sehr alten Handschrift genommen ist, die eine große Anzahl meistens noch ungedruckter Epigrammen verschiedner lateinischer Dichter enthält. Ich meine das bekannte Manuscript, welches Salmasius vom Joh. Lacurnäus bekam und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird. Von einem Teile desselben hat Gudius eine Abschrift genommen, die sich unter seinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet, und in diesem sehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es sonst schon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,
Sed medium vitae temperet illa gradum,
Invidia excelsos, inopes injuria vexat:
Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieses, meine ich, könnte sich gar wohl aus seinen Jugendgedichten herschreiben, da es nichts als eine feine moralische Gesinnung ausdrückt, von der er in reifern Jahren nicht glaubte, daß sie zu einem Epigramme hinlänglich sei.

Vielleicht ließe sich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedem schon aus den Jugendgedichten des Verfassers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden, und dieses in so frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn sie nach und nach in alle Handschriften gekommen. Wenigstens, wenn Martial zu Ende seines ersten Buchs sagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,
Nil illi satis est, Caeciliane, mali;

dieses erste Buch aber jetzt nicht hundert, sondern hundertundneunzehn Epigramme enthält: so ist es so gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob sich wirklich neunzehn fremde mit eingeschlichen. Dem letztern Falle zufolge dürfte ein Archetypus*) oder eine von dem Dichter selbst durchgesehene und verbesserte Abschrift der strengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gedrucktes Exemplar gibet, welches wider seinen Willen mit verschiedenen sehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längst zuvorgekommen war.

5.

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martials zu verkaufen hatte, Quinctus Pollius Valerianus hieß, daß aber die Epigrammen nicht bei eben demselben, sondern bei einem andern Namens Atractus zu finden waren, wie der Dichter selbst zum Schlusse des ersten Buches anzeigt.**) Wenn ich nun hinzusetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon (der nämliche, durch den Quinctilian sein Werk ausgehen ließ), besonders die Xenia und Apophoreta desselben gehabt zu haben scheint,***) so sollte man fast vermuten, daß auch schon damals jeder Buchhändler seine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, besessen und nicht die ersten die besten abschreiben lassen, die ihm vor die Faust gekommen und auf die sich ein anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewissenhafter unter sich gewesen sein, als manche ihrer teuern Nachfolger jetziger Zeit zu sein pflegen. Sogar hat es das Ansehen, daß sie bei einem Buche, welches starken Abgang hatte, sich über die verschiedenen Formate von Abschrift verglichen; so daß der eine die großen Abschriften für die Bibliotheken und ein anderer die kleinen portativen Abschriften besorgte. Ich glaube dieses deutlich in einem Epigramme zu sehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verstanden hat. Es ist das dritte des ersten Buchs:

*) Lib. VII. ep. 10.

**) Ep. 118.

***) Lib. XIII. ep. 3.

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
 Et comites longae quaeris habere viae,
 Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
 Scrinia da magnis, me manus una capit.
 Ne tamen ignores ubi sim venalis et erres
 Urbe vagus tota: me duce certus eris.
 Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
 Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieses Epigramma setzen: „Ubi libri venales“, erschöpft den Sinn desselben bei weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo seine Sinngedichte überhaupt zu kaufen, sondern wo eine besondere Art von Abschrift derselben zu bekommen, nämlich eine solche, die sich bequem auf der Reise mitführen läßt, eine Ausgabe in Taschenformate: dieses erhellet aus den ersten zwei Zeilen unwidersprechlich. „Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis“ ist der Gegensatz von „magnis“; welches letztere nicht von jedem großen Werke, sondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verstehen, die aufgerollt wurde, dahingegen das erstere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerschnittenen oder bloß über einander gefalzten Blättern bestand, nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieser gab sich der Freigelassene des Secundus Lucensis ab; denn, wie gesagt, die größere Ausgabe besorgte Atrectus und vielleicht auch außer ihm Tryphon,*) weil einer allein ohne Zweifel sie nicht bestreiten konnte.

Daß alle diese Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martials sehr gut fuhren, ist begreiflich, da er in Rom und außer Rom so allgemein gelesen ward. Sie ließen sich die Exemplare auch teuer genug bezahlen, und ich finde, daß der Dichter selbst dem Tryphon darüber einen Stich gibt.**)

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
 Constabit nummis quatuor emta tibi.
 Quatuor est nimium, poterit constare duobus,
 Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für sein Teil von dem Gewinste etwas abbekommen, will ich dem zu untersuchen überlassen, welcher Lust hat, die Altertümer der Autorschaft umständlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der sich durch diese Arbeit unsterblich machen will, daß er sich vom Scriber nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martials weismachen läßt,***) nämlich den Pompejus Auctus, von welchem das funfzigste Epigramm des siebenten Buches redet. Es ist klar, daß dieser

*) Lib. IV. ep. 72.

***) Lib. XIII. ep. 3.

***) *Animadvers. in Epigr. lib. I. p. 37.*

Nuctus ein Rechtsgelehrter war und ganz andere Geschäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martials auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun, und war wohl gar schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichsten auswendig, so daß ihm keine Silbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, sie den Leuten vorzusagen.

Sic tenet absentes nostros, cantatque libellos:
Ut pereat chartis littera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Scribern einkommen können, einen solchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

6.

Der Stellen sind ziemlich viele, wo nach meiner wenigern Einsicht die Ausleger den Martial insgesamt mißdeuten. Am gewöhnlichsten geschieht es da, wo von Werken der Kunst die Rede ist oder gewisse kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die sie mit ein wenig Scharfsinn aus dem Dichter selbst hätten erraten können, deren Erläuterung sie aber lieber in andern Schriftstellern eben so mühsam als vergeblich aussuchen wollten. Damit ich dieses nicht ganz ohne Beweis gesagt habe, so will ich nur ein paar Beispiele anführen.

1. Eines von der letztern Art sei das zwölfte Epigramm des ersten Buches, welches Heraldus unter die allerdunkelsten im ganzen Martial rechnet.

Cum data sint equiti bis quina numismata, quare
Bis decies solus, Sextiliane, bibis?
Jam defecisset portantes calda ministros,
Si non potares, Sextiliane, merum.

Die ältesten Ausleger, als Domitius und Perottus, haben es von der lege sumptuaria verstehen wollen, die einem jeden Römer nach seinem Stande vorschrieb, wie viel er höchstens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe; doch das ist längst widerlegt. Denn daß sich Sextilian keiner Unmäßigkeit in seinem Hause, an seinem eigenen Tische, sondern im Theater schuldig machte, erhellet aus dem zweiten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog: *)

Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque,
Solus: aqua toties ebrius esse potes.
Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis,

*) Lib. I. ep. 27.

Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
 Egerit et nigros Massica cella cados.
 A caupone tibi faex Laletana petatur,
 Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunei bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie gesagt, war es also, wo Sextilian fünfmal mehr des kostbarsten Weines in sich goß, als für ihn allein und einen seinesgleichen bestimmt war. Wie nun das? Es ist bekannt, sagen die Ausleger, daß die Kaiser auch wohl im Theater sportulas unter das Volk verteilen ließen, welche sportulae entweder in wirklichen Erfrischungen bestanden oder in Gelde gegeben wurden, wofür sich jeder bei denen, welche Erfrischungen im Theater feil trugen, kaufen konnte, was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geschehen, meinen sie einmütig, sei klar; denn die Summe werde ausdrücklich benannt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen, nämlich „quinque numismata“. Nur darüber sind sie nicht völlig einig, was diese „quinque numismata“ nach andern Münzsorten eigentlich betragen. Der arme Ramirez de Prado, welcher sie nach dem Turnebus zu hundert Quadranten evaluierte, ist bei dem Scriver schlecht weggekommen, welcher ihm über diese „manifestam absurditatem et defoedam hallucinationem“ trefflich den Text lieset und augenscheinlich darthut, daß sie, ein numisma für einen sestertius genommen, nicht hundert, sondern hundertundsechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das numisma eben für einen sestertius zu halten, und warum, wenn numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten soll, nicht eben so wohl ein Denarius oder Victoriatus darunter verstanden werden könne, sondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die „quinque numismata“ wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eines oder mehrere aus der Nähe und aus der Ferne von andern verlangen? und wer wäre so ein Thor gewesen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen besser anwenden können, wenn er es schon nicht selbst vertrinken wollen oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
 Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieses ist gerade die größte Schwierigkeit, aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigsten bekümmert; nur daß einige die missilia in der Angst herbeiziehen, damit sie wenigstens nicht ganz verstummen dürfen. Doch ich will mich bei einzelnen Widerlegungen nicht aufhalten, sondern kurz sagen, worin ihrer aller Irrtum liegt. Es ist falsch, daß die fünf numismata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldstücke waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken,

Zahlpfennige, die sie bei dem Eingange oder vorher erhielten und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolget ward. Mit einem Worte, es waren tesserae, und so wie es tesserae frumentariae, oleariae, coenariae, nummariae gab, *) warum sollte es nicht auch tesserae vinariae gegeben haben? Ganz gewiß, die „quinque numismata“ waren quinque tesserae vinariae, und dieses ist der einzige wahre Schlüssel zu beiden Epigrammen. Solche tesserae galten außer ihrer Bestimmung nichts, und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen sollte, besaß an ihnen auch weiter nichts. Dieses allein macht es begreiflich, wie man im Theater so freigebig damit sein konnte. Warum sollte man einen andern nicht darauf genießen lassen, was man selbst nicht genießen mochte? Hätte sich Sertilian nur seiner Unmäßigkeit nicht zu schämen gehabt, die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von seinen Bekannten ohne Scham fordern können. Zu mehrerer Bestärkung dieser meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldstücke gebraucht wird und daß das Wort tessera nach keiner Abänderung in das elegische Silbenmaß geht, wodurch allein schon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweiten Beispiele wähle ich das einundfunfzigste Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunstwerke die Rede ist, nämlich von einem kostbaren Trinkgeschirre, welches der Dichter von dem Rufus geschenkt bekam und das er daselbst folgendermaßen beschreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, ane Myronis?
 Mentoris haec manus est, an, Polyclete, tua?
 Livescit nulla caligine fusca, nec odit
 Exploratores nubila massa focos.
 Vera minus flavo radiant electra metallo
 Et niveum felix pustula vincit ebur.
 Materiae non cedit opus; sic alligat orbem,
 Plurima cum tota lampade Luna nitet.
 Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
 Cultus, ac hoc mallet vecta fuisse soror.
 Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
 Ipse tua pasci vite, Lyaeae, velis.
 Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
 Palladius tenero lotos ab ore sonat.
 Sic Methymnaeo gavisus Arione delphin,
 Languida non tacitum per freta vexit onus.
 Imbuat egregium digno mihi nectare munus
 Non grege de domini, sed tua, Ceste, manus —

*) *Torrentius ad Suet. Aug.*, c. 41.

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeschirr benennet habe, war eigentlich eine Schale mit einem ganz runden Boden, so daß sie auf diesem Boden nicht stehen konnte, sondern auf den Rand umgestürzt werden mußte, wenn sie ruhig liegen sollte. Das ist die Beschreibung wenigstens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionysius Thrax von einer phiala macht: *) „κατα τον ποδμενα μη δυναμενη τιθεσθαι και ερειθεσθαι, αλλα κατα το στομα.“ Es war also ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen, ein Becher, der gleichsam selbst berauscht ist und auf seinem Fuße nicht stehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeschirres ist mir es jetzt zu thun, sondern lediglich um die Materie desselben. Ich frage: Woraus bestand es? Die Ausleger, so viel ich deren nachgesehen — das ist, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf wie aus einem Munde, daß sie von Gold gewesen sei, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche electrum geheißet. Doch dieser Uebereinstimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meinung, ob ich gleich gern gestehen will, daß die gemeine Auslegung auf den ersten Anblick die wahrscheinlichere zu sein scheint und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn sie niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieser Worte und Ausdrücke ist es daher auch, die es der Mühe wert macht, ein längst nicht mehr vorhandenes Geschirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es sonst sehr gleichgültig wäre, ob es von Gold oder von wer weiß was gewesen.

Ich sage also, die Trinkschale unsers Dichters war nicht von Gold, sondern aus einem kostbaren Steine geschnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nötig haben werde, vorerst zu erweisen, daß es wirklich Trinkschalen aus kostbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmasius zwar sollte ich es fast nötig haben. Denn dieser hielt sich, ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die phiala der Alten gewöhnlichermaßen von Silber gewesen, für berechtigt, in dem Lampridius eine Stelle zu ändern, **) in der außer ihm wohl sonst kein Mensch etwas zu ändern hätte finden sollen, und phialas senas in eben so viel Mauleselinnen zu verwandeln. Doch bei dem allen leugnet er es selbst nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwogen!

Die ersten zwei, in welchen der Dichter den Meister seiner schönen Schale erraten will oder zu wissen verlangt, sollen mich dadurch nicht irre machen, daß sich von dem Mys, dem Myron und dem Mentor nur Werke in Erz oder Silber angeführt finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erz gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigstens finden sich eben so wohl Werke

*) Lib. XI. p. 501 Edit. Dalech.

**) Cap. 4. Vitae Alex. Sev.

in Stein als in Erz bei alten Schriftstellern genannt. Wenn also schon diese Zeilen nichts für mich beweisen, so bin ich doch auch ganz ruhig, daß sie im Grunde nichts gegen mich beweisen können. Vielmehr ist es billig, daß sie sich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweite und dritte nun:

Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos:

wie ist es doch immer möglich, daß man die vom Golde verstehen kann? Wie kann Gold „nubila massa“ heißen? Wie kann man vom Golde sagen, daß es „nulla caligine fuscum“ sei? Wie kann man sagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu scheuen habe? „Nubila massa“ kann schlechterdings nur von einer Masse gesagt werden, die weder ganz undurchsichtig noch ganz durchsichtig ist; nur von einer Masse, durch die wir die Gegenstände gleichsam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornsteine in ihren klaren Stellen sind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch so unscheinbar aus der Kapelle kömmt, so ist es doch gar bald polieret, und Farb und Glanz werden an einer Stelle wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probieren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er sein Gefäß nicht am längsten will gehabt haben? Hat man denn sonst kein Mittel, zu erforschen, ob das Gold lauter und rein oder mit Zusatz verfälscht sei? So wenig alle diese Ausdrücke aber auf das Gold passen, so vollkommen passen sie hingegen auf eine schöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es fast ganz undurchsichtig ist. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß sie die Probe des Feuers nicht zu scheuen hat. Denn es ist gewiß, daß eine wahre edele Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann als irgend eine Komposition. Und dessen, daß die Masse der Schale keine Komposition, sondern echter natürlicher Stein sei, konnte der Besitzer auch höchstens nur versichert zu sein verlangen, wie auch sich wirklich versichern, wenn er sie mit der gehörigen Behutsamkeit einem Feuer ausstellte, dem keine Komposition, ohne Nachteil an Klarheit und Farbe, Widerstand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführerischste:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt sich: was sind hier die „vera electra?“ Ist das eigentlich so genannte Erdpech, der Bernstein, das succinum, und wie es sonst heißt, damit gemeinet? oder sollen wir die Art Goldes verstehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechischen Namen des eben so blaßgelben Bernsteins bekam? Die Ausleger behaupten das letztere. Denn, sagen sie, auch von diesem Elektrum gab es

zweierlei Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen sich deshalb auf das Zeugnis des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden ist. *) „Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito.“ Von dieser zweiten nachgemachten Sorte, meinen sie, sei die Schale gewesen, und Martial habe in den Worten „Vera minus flavo radiant electra metallo“, von ihr rühmen wollen, daß sie dem ohngeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen gewesen. Das alles klingt recht gründlich und gut, und gleichwohl ist es so viel wie nichts. Denn man sage mir doch nur, wie es möglich ist, dem Golde, welches ein Fünftel Zusatz von Silber hat, es anzusehen, daß es diesen Zusatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunst erteilet worden. Man sage mir doch nur, woher zwischen dem Golde in dem einen Falle und dem Golde in dem andern Falle der geringste Unterschied kommen könne. Feines Gold ist feines Gold, und ein Fünftel Silber ist in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger als in den Händen der Kunst. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die eine inniger vermischen könne als die andere, da sich die Natur selbst keiner andern Hilfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunst von ihr entlehnet. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur selbst mit einem Fünftel Silber vermischt hat, eine Eigenschaft zuschreibt, die er dem künstlichen Elektrum sonach abspricht, weil er sie namentlich nur jenem beileget. „Quod est nativum,“ sagt er, „et venena deprehendit.“ Aber die Sache würde nicht sehr wahrscheinlich sein, wenn sie auch schon nicht durch die ungereimte Unterscheidung zweier Dinge, an denen nichts zu unterscheiden ist, noch unwahrscheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung wert sind; denn kurz, „vera electra“ sind dem Martial allerdings hier eigentlicher, wahrer Bernstein, wahres Elektrum, und nicht jene bloß so genannte Mischung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernsteine sagt: „flavo radiat metallo“, das hat freilich alle diejenigen verwirren müssen, welche nicht wußten oder sich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort metallum nicht bloß von denjenigen mineralischen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, sondern mehrere kostbare Massen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennet Martial selbst den lakonischen Marmor, welcher auf dem Taygetus gebrochen ward, grünes Metall:**)

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieses und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unserer Stelle das „flavo metallo“ nicht auch

*) *Nat. Hist.*, lib. XXXIII. c. 4.

**) *Lib. VI. ep. 42.*

bloß von der Farbe des gelben Metalls verstanden werden? Und wenn Martial in diesem Verstande sogar von der gelblichten Wolle der spanischen Schafe sagen durfte:*)

Vellera nativo pallent ubi flava metallo,

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des kostbarsten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernsteine sagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo,

ohne daß darum Wolle Wolle und Bernstein Bernstein zu fein aufhören müßte?

Ich komme auf die sechste Zeile, in welcher ebenfalls ein zweideutiges Wort vorkommt, dessen falsche Auslegung den Irrtum bestärken müssen.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die sich auf der Haut äußert, eine Blatter, eine Maser und dergleichen. Weil nun aber so eine Blatter oder Maser über die Haut hinaustritt, so sind einige Ausleger der Meinung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schale verstanden würden. Andere aber ziehen das „*argentum pustulatum*“ hierher, ohne uns jedoch zu sagen, was es hier soll. Soll die Schale selbst von diesem feinsten Silber gewesen sein, wie war sie denn auch zugleich von *Electrum*? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus gewesen sein, wer sieht denn nicht, daß diesem der Dichter selbst ausdrücklich widerspricht, wenn er weiterhin den schönen goldgelben Bock beschreibt? Eben dadurch werden denn auch die erstern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, gesagt wird, daß sie das Helfenbein an Weiße übertreffen, wie können sie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung, der wahre Verstand ist dieser. Pustula schließt nicht notwendig den Begriff der Erhöhung in sich, sondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck, weiter nichts als das allgemeinere *macula*, eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides ist eben das, was bei dem Plinius auch *verrucae* heißen, und so wie Plinius *maculae* und *verrucae* verbindet, wenn er von den Edelsteinen sagt, daß sie nach Verschiedenheit derselben verschiedene Namen bekämen, so nennt er auch ähnliche Flecken oder Makeln, besonders in den künstlichen Steinen, ausdrücklich *pustulas*,**) als die in solchen von einem versfangenen Luftbläschen entstanden zu sein scheinen. Und was kann nun deutlicher sein, als

*) Lib. IX. ep. 62.

**) *Nat. Hist.*, lib. XXXVII. c. 12: *Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis . . . mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. Et cap. 13: Factitiis pustulae in profundo apparent.*

daß der Dichter sagen wollen, der kostbare gelbliche Stein, aus welchem die Schale geschnitten, habe einen sehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Fast erweckt es Mitleiden, wenn man höret, was die Ausleger darauf antworten. „Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam bearet.“ Nicht doch! diese pustula hieß glücklich, weil die Ausleger so glückliche Mutmaßungen einmal darüber haben sollten.

Ernstlich von der Sache zu sprechen, glaube ich das Glückliche dieses Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

Materiae non cedit opus: sic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kömmt der volle Mond auf einmal hierher? O, das wissen uns die Ausleger auf so vielerlei Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinste ist, daß die Schale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem gibt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — ich muß seine eigenen lateinischen Worte herschreiben; denn ich weiß sie wahrlich nicht zu übersetzen — „an potius claudit (luna) orbem phialae circulo elegantique emblemate, an implet et circinat?“ — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateinisch schreiben; denn sie allein dürfen so etwas hinsetzen, wobei kein Mensch etwas denken kann. Man urteile, ob sich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meine nämlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schale geschnitten gewesen, und daß der Künstler eben jenen weißen Fleck, eben jene „felix pustula“ zu diesem vollen Monde genutzt hatte; so daß eben durch diese Nutzung, eben durch diesen glücklichen Einfall des Künstlers, den blassen vollen Mond daraus zu schneiden, der Fleck selbst ein glücklicher Fleck genannt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche oder glücklich genutzte Flecke es auf alten, besonders erhabenen geschnittenen Gemmen gibt, ist bekannt.

Und hiermit breche ich ab, da sich die übrigen Zeilen von selbst erklären.

7.

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigstens etwas von einer Eigenschaft erfordert wird, die ihnen leider noch öfter abgeht als Scharfsinn — ich meine feines Gefühl.

Wer sollte z. B. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit selbst zu sein scheint, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erklärt worden. *)

Qui ducis vultus et non legis ista libenter,
Omnibus invidias, livide, nemo tibi!

*) Lib. I. ep. 41.

Aber wie ist das möglich? wird man fragen. Was ist da viel zu erklären? was kann noch mehr darin stecken, als die trockenen Worte besagen, welche die ganze Welt versteht? Martial wünscht, daß der, welcher dieses nicht gern liest und ein höhnisches Gesicht darüber zieht, alles beneiden möge, ohne von jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie steht es denn mit dem dieses? worauf geht denn das ista? Was ist denn das, was der Dichter bei einer so hohen Verwünschung durchaus ohne Mißgunst und Hohn will gelesen wissen? Neun Zehnteile der Ausleger thun, als ob sich das ja wohl von selbst verstünde, und das eine Zehnteil, welches sich ausdrücklich darüber erklärt, versichert im Namen aller, daß unter dem ista Martial seine eigenen Epigrammen überhaupt verstehe. Denn was wohl sonst? — Wahrlich, schlimm für den Martial, wenn sich sonst nichts darunter verstehen läßt! Denn sage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter sein muß, der durchaus verlangt, daß man seine Verse mit Vergnügen lesen soll, der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Miene darüber verzieht? Und was für ein bösertiger, unmenschlicher Geck er sein muß, wenn er gar allen, die keinen Geschmack an seinen Versen finden, das Schrecklichste dafür anwünschen kann, was sich nur denken läßt? Gewiß, so ein Geck, so ein bösertiger Geck war Martial nicht, ja, wenn er es auch im Grunde gewesen wäre, glaubt man wohl, daß er sich dafür bloßgegeben habe? Es ist sonderbar, wie er gerade da eine so kleine eitele Rolle spielen muß, wo er ganz von Freundschaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß. Denn mit einem Worte, das ista beziehet sich einzig und allein auf den Inhalt des nächst vorhergehenden Epigramms, in welchem er seinem Freunde, dem Decianus, ein so seltenes Lob erteilet, daß er nicht seine eigenen Verse, sondern dieses Lob gleich darauf gegen den Neid sichern zu müssen selbst für nötig erachtete. Man lese nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
 Quales prisca fides famaue novit anus;
 Si quis Cecropiae madidus Latiaequae Minervae
 Artibus et vera simplicitate bonus;
 Si quis erit recti custos, imitator honesti,
 Et nihil arcano qui roget ore deos;
 Si quis erit magnae subnixus robore mentis:
 Dispeream, si non hic Decianus erit!

Und nun verbinde man hiermit sofort das folgende und urteile selbst.

Qui ducis vultus et non legis ista libenter,
 Omnibus invidias, livide, nemo tibi!

Sollten Leser, die sich nicht sehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenscheinliche Verbindung dieser zwei

Epigrammen unter sich schlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrsamkeit in den alten Dichtern zu erklären stehet, das ist uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweggenommen. Aber auf mein Wort, von dem, was sich in ihnen bloß durch Geschmack und Empfindung erklären läßt, ist uns noch manches übrig gelassen, was wir zuerst bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das so oft nachgeahmt, so oft übersetzt worden.*)

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus:
Quod vespillo facit, fecerat et medicus.

Denn wenn man es hier auch schon empfunden hätte, daß nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch sehr vieles abgehe, so wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, ersetzen sollen, da der Umstand, durch den es einzig und allein geschehen kann, so gänzlich unbekannt geblieben. Zur Not müssen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwischen einem vespillo und einem ungeschickten Arzte sich findet, freilich auch schon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, obschon der eine in einem ganz andern Verstande als der andere. Aber wie, wenn sich zeigen ließe, daß die vespillones nicht bloße Totengräber gewesen, daß sie dabei noch ein anderes Handwerk gehabt, welches sie einem mörderischen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn sich zeigen ließe, daß sie die Gehilfen des Scharfrichters gewesen, die zugleich Verbrecher mit abthun müssen: sollte das nicht den Einfall des Dichters um eben so vieles richtiger als beißender machen? Dieses aber kann ich wirklich zeigen, und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateinischen Dichters in dem Lacurnäischen Manuscripte, welches ich aus der obgedachten Abschrift des Gudius hier mittheilen will. Es ist auf einen Glenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte, und lautet so:

Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,
Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te si addictum mittat sententia campo,
Vespillo ignorat, quod secet ense caput.

Das Zeugnis ist klar und deutlich, und was wir daraus lernen, hat auch sonst seinen Nutzen, indem wir sonach zugleich die Ursache erfahren, warum die vespillones in dem römischen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Totengräbern schwerlich hätte begegnen können und daher immer sehr fremd erschienen.

*) Lib. I. ep. 48.

8.

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar sehr an einer recht guten Ausgabe des Martials. Die vom Farnabius, und besonders so, wie sie Schrevel vermehrt hat, von 1656, ist noch immer die beste Handausgabe und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Kollesso zum Gebrauche des Dauphin 1680 besorgt hat.

Wenn man alles so ziemlich beisammen haben will, was über den Martial geschrieben worden, so muß man außer der Ausgabe des Raderus noch die Pariser von 1617, bei Mich. Sonnius in Folio, und die Scriverische von 1619 in Duodez zu bekommen suchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verschiedenen Gelehrten enthalten. Es ist nur schade, daß wir das Beste, was in ihnen zerstreuet ist, nicht in einem vollständigern und beurteilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besitzen sollen, und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuskripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer sehr nötig ist.

Sollte sich noch ein fleißiger Mann finden, der sich dieser Mühe zu unterziehen Lust hätte, so zeige ich ihm hiermit an, daß die fürstliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handschriften vom Martial besitzt, wovon drei auf Pergamen sind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen sehr verloschen, ist von etwas beträchtlichem Alter; denn die andern beide sind aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts und scheinen entweder eine von der andern oder beide von einer und der nämlichen dritten abgeschrieben zu sein; so sehr stimmen sie in allen Stücken überein. Das eine dieser gleichlautenden Exemplare ist deswegen merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von seinem Freunde, dem Aurispa, geschenkt bekommen, wie am Ende desselben durch die Worte „Antoni Panhormitae liber: Aurispae donum“ angezeigt wird. Zum Schlusse des andern steht: „Scriptum Ferrariae per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446.“

Ich kann aber, die Wahrheit zu sagen, von allen diesen drei Handschriften auf Pergamen, sowie auch von der vierten auf Papier nicht viel Ruhmens machen. Sie haben fast durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerksamkeit verdienen, sind sehr dünne gesät. Eine und die andere ist mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neununddreißigsten Epigramme des neunten Buchs, auf einen geschickten Balancierer (ventilator), welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf und es jedesmal mit verschiedenen Teilen seines Körpers in der Balance wieder auffing. Von diesem sagt Martial in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
 Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
 Nolentem sequitur — — — — —

Mir ist von jeher das „pericula ludas“ verdächtig vorgekommen. Denn „pericula ludere“ mag nun heißen sollen so viel als „cum periculo ludere“, oder so viel als „contemnere pericula et perinde ludere parma, ac si nullum esset casus periculum“, wie es uns die allzu gütigen Ausleger freistellen: so streitet doch das eine sowohl als das andere ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen eben so witzigen als dem Künstler schmeichelfaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunst bei dem Spiele sei, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, „nolentem sequitur“, und sonach mehr Kunst dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu lassen, als es zu fangen. Nun lesen drei von unsern Manuscripten anstatt „pericula ludas“ deutlich und klar „pericula laudes“, und ich bin völlig versichert, daß diese Lesart die richtigere und wahre ist. Ich verstehe das „pericula laudes“ nämlich so, daß dergleichen Künstler, wie sie es noch thun, mündlich die äußerste Schwierigkeit ihrer Kunststücke anzupreisen pflegten, und würde daher die ganze Stelle übersetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel Gefährnis bei deiner Kunst sei! Es steht ja doch nicht in deiner Macht, das Schild fallen zu lassen; es verfolgt dich wider Willen“ u. s. w.

Auch besitzt die Bibliothek ein Exemplar der Gruterschen Ausgabe des Martials, zu welcher Salmasius einiges an den Rand geschrieben. Und ob Salmasius schon selbst das Beste davon hin und wieder in seinen Werken, besonders in den „Exercit. Plin.“ angewandt hat, woraus es hernach Schrevel in seine Ausgabe übergetragen, so dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachlese zu halten sein.

9.

Ich schließe diese Rhapsodie über den Martial mit einer literarischen Anmerkung über ein paar Uebersetzer desselben, in Meinung, daß ich wohl jemanden ein vergebenes Nachschlagen damit ersparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, sogar in das Griechische übersetzt zu werden. Nicht zwar ganz, auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es schon nur von den spätern wäre, dergleichen den Jul. Cäsar, den Eutropius, den Sittenlehrer Cato in ein Griechisches übertrugen, das nun freilich nicht das Griechische des Thucydides, des Xenophon, des Theognis ist; sondern die dem Martial diese Ehre erwiesen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere erlernte Sprache übersetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung als für die anständige Beschäftigung eines wahren Dichters halten, so habe ich nichts dagegen. Aber es gibt Männer von sehr

berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen sehr viel Aufsehens machten.

Der vornehmste derselben ist ohnstreitig Josef Scaliger. Im Bette, bei schlaflosen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersezte er vor Langeweile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte, und so entstand das griechische „Florilegium Martialis“, welches Jf. Casaubonus zu Paris 1607 zuerst herausgab. Es enthält das dem Martial beigelegte eine Buch von Schauspielen ganz, das dreizehnte und vierzehnte Buch fast ganz und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Casaubonus rühmte die Zierlichkeit dieser Uebersetzung außer alle Maßen, und sie war ihm ein Werk, „quo ne Athenae ipsae magis Atticae“. Gleichwohl hat hundert Jahre nachher ein Mann, der sich lange nicht weder ein Scaliger noch ein Casaubonus dünkte, ausführlich gezeigt,*) daß sie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solécismen, voller andern Fehler sei, die zu entschuldigen dem Verfasser und dem Herausgeber hätte schwer fallen sollen. Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch schon voraus schwören, der noch so wenig von der Sache verstand.

Da man diese Nachtgeburten des Scaligers der großen Pariser Ausgabe des Martials einverleibet hat, so habe ich lange in dem Wahne gestanden, daß sie allda weit vermehrter zu finden wären als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß diese vermeinte Vermehrung eine bloße Nachlässigkeit desjenigen ist, der benannte Ausgabe des Martials besorget hat. Denn was sich darin an griechischen Uebersetzungen mehr findet, als in dem „Florilegio“ stehet, das gehört nicht dem Scaliger, sondern dem Fr. Morellus, dessen Namen man zum Unterschiede ein jedesmal beizufügen nicht hätte unterlassen sollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgelegten allgemeinen Verzeichnisse der genutzten und eingeschalteten Ausleger genannt wird; in dem Werke selbst ist seiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio**) schon manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus seine griechischen Uebersetzungen noch vor dem Scaliger gemacht und sie auf zwei einzeln Bogen in Quart, wie ich vermute um 1600, aus seiner eigenen Druckerei ausgehen lassen. Weil ich diese Bogen selbst, die eine große Seltenheit sind, vor mir habe, so will ich, weitem Irrtum zu verhindern, in der Note***) alle die Epigrammen angeben, die

*) Nämlich Monnoye, in seiner Ausgabe der „Menagiana“, T. I. pag. 325—336. Edit. de Paris.

**) *Bibl. Hisp. vet.*, l. c.

***) Es sind folgende: *Lib. Spect.* (1), (5), (8); *Ep. Lib. I.* (6), 10, 17, 48, 111, (112), 113; *Lib. II.* 3, 13, 15, 18, 19, 78; *Lib. III.* 10, 12, 21, 78, 88; *Lib. IV.* 9, 47; *Lib. V.* 41, 44, 54; *Lib. VI.* 48, 53, 87; *Lib. VII.* 42, 48, 56, 75; *Lib. VIII.* 1, 5, 19, 27, 29, 35, 49, 69, 74; *Lib. IX.* 11, 47, 63; *Lib. X.* 4, 43, 47, 54; *Lib. XI.* 18, 68, 69, 90, 104; *Lib. XII.* 10, 47; *Lib. XIII.* (59),

sie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Scaligers in gedachte Ausgabe des Martials gekommen sind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Doufa, Emanuel Martinus, Menage und andere Martialische Epigrammen in das Griechische übersetzt.

Was die Uebersetzungen in neuere Sprachen anbelangt, so glaube ich, daß die französische die einzige ist, die eine ganz vollständige aufweisen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Prosa und eine in Versen; und diese doppelte noch dazu von einem und eben demselben Manne. Doch da dieser Mann der Abt Marolles ist, so fällt alle Ursache weg, die Franzosen darum zu beneiden. Einzelne Stücke sind die Menge auch in alle andere Sprachen übersetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlet. Daß sich eine ziemliche Anzahl spanischer Uebersetzungen von einem Emanuel de Salinas in des Lorenzo Gracian „Arte de Ingenio“ finden, merke ich deswegen an, weil sie sich der Kenntniß sowohl des Antonio und Velasquez als, welches eben so sehr zu verwundern, unsers mit der spanischen Litteratur so genau bekannten Uebersetzers des letztern entzogen zu haben scheinen.

IV.

Priapeia.

Ist es wohl noch vergönnt, so wie es ehemals mehr als einem ernsthaften Manne vergönnt gewesen, zur kritischen Berichtigung dieser unsaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da sind sie doch einmal, und besser ist überall besser. Kann sich hiernächst kein Arzt mit Schäden beschäftigen, ohne seine Einbildungskraft mit dem Orte oder den Ursachen derselben zu beslecken?

Ich habe ein paar Handschriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verschiedene bessere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben sämtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel ist, in welchen ich so etwas auf Notfall des Gebrauchs hinwerfen oder in Entstehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieser Handschriften ist hier in der fürstlichen Bibliothek und führet den Titel: „Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber.“ Sie ist auf Papier und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerei geschrieben sein.

(70), (78); Lib. XIV. 38. Die in Haken eingeschlossenen fehlen aber in der Ausgabe des Martials, weil es solche sind, die Scaliger gleichfalls übersetzt hatte, und man sich mit dessen einer Uebersetzung begnügen wollte. Nur I. 112 und XIII. 76 fehlen dennoch auch, ob sie schon Scaliger nicht übersetzt hatte.

So offenbar fehlerhaft sie an vielen Stellen ist, so hat sie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht aufgehet, nach dem sich die Scioppii vergebens umgesehen. Eine Probe sei das fünfundsiebzigste Gedicht.

Priapus.

Obliquis, pathicae, quid me spectatis ocellis?
 Non stat in inguinibus mentula tenta meis.
 Quae tamen exanimis nunc est et inutile lignum,
 Utilis haec, aram si dederitis, erit.

Es ist sonderbar, daß Priapus einen Altar verlangen sollte, und zu so einem Behufe: „aram si dederitis“. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man „arae si dederitis“ dafür lesen müsse. „Ita lego,“ sagt er, „quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis. Sed nec hoc mihi satisfacit.“ Ja wohl taugt auch das nicht, oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchstabe gibt dem Dinge eine andere Wendung. Man lese nämlich anstatt „aram“ „arram“ oder „arrham“, so wie das Manuskript will, und auf einmal ist Sinn und Witze wiederum da. Priapus nämlich will eben das sagen, was Martial der alten Phyllis sagte, dessen Epigramm an sie hier der beste Kommentar ist.*)

Blanditias nescis; dabo, dic, tibi millia centum
 Et dabo Sentini jugera culta soli.
 Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensas;
 Nil opus est — — —

Aus eben diesem Manuskripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeliges Epigramm „Ad quendam, quomodo debeat servire Priapo“ mittheilen, welches sich zwischen dem zweiunddreißigsten und dreiunddreißigsten befindet; doch was von dieser Art nicht schon bekannt ist, soll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu ist es so plump!

2. Die zweite Handschrift, mit der ich vor länger als zehn Jahren eine leere Stunde verdorben, ist unter den Rhedigerschen Manuskripten der Bibliothek des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau. Auch diese liest manche Zeile viel schmeidiger und dem Verstande gemäßer; wovon ich nur ein paar Beispiele geben will.

Carmen XV. Ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis;
 Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat;
 Qualia credibile est spatiantem rure paterno,
 Nausicaam pleno saepe tulisse sinu;

*) Lib. XI. ep. 80.

Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
 Qua lecta cupido pacta puella viro est:
 Taliacunque puer dominus florentis agelli
 Imposuit mensae, nude Priape, tuae.

Hier ist von sehr schönen Äpfeln die Rede, die mit den schönsten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie schickt sich nun zu diesem das „taliacunque“, da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bei sich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt?*) Scioppius sahe sich daher auch gedrungen, in seinen Anmerkungen zu sagen: „το cunque παρελκει.“ Aber was ist so ein παρελκει anders als die gelehrtere Benennung eines Flichworts? welches wir uns hier ersparen können, wenn wir mit dem Rhedigerschen Manuscripte lesen wollen:

Talia quinque puer dominus florentis agelli etc.
 Es waren solcher schönen Äpfel fünf, die dem Priapus vorgesetzt wurden.

Carmen XX. Ad Priapum.

Copia me perdit: tu suffragare rogatus,
 Indicio nec me prode, Priape, tuo.
 Haec quaecunque tibi posui vernacula poma,
 De sacra nulli dixeris esse via.

Gruter, welcher auf Veranlassung seines Freundes Melissus die „Priapeia“ dem Martial als das funfzehnte Buch beifügte, sagt in seinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadrianides nicht hätten fehlen sollen) über die dritte Zeile dieses Gedichts: „Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mss. codd.: Quaeque tibi posui tanquam vernacula poma.“ Wenn es aber sonach nur noch der Beistimmung von Handschriften bedarf, diese bessere Randglosse in den Text aufzunehmen, so kann ich versichern, daß der Text sowohl des Rhedigerschen als Wolfenbüttelschen Manuscripts vollkommen so liest. Es ist auch notwendig, daß man so lesen muß; denn „vernacula poma“ waren es ja wirklich nicht, sondern sollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. Lindenbruch den sogenannten Anhang des Virgils mit Jos. Scaligers und seinen Anmerkungen herausgegeben, ist bekannt. Aber das ist nicht bekannt, daß er eine zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke fast fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er seine Verbesserungen und Vermehrungen eingetragen, in hiesiger Bibliothek befindlich. Auch er hat darin die „Priapeia“ mit einem Manuscripte verglichen und mancherlei Lesarten beigeschrieben, deren aber die meisten offensbare Schreibfehler sind; wenigstens ist keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauschen möchte.

*) Ad. Lib. I. Od. VI.

Warum sonst spätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieser Kleinigkeiten, die vollends des Lesens nicht wert sind, wenn man sich erst den Kopf darüber zerbrechen soll, so korrekt zu geben, als ihnen möglich war, daran kann nichts als Nachlässigkeit schuld sein. Wenn Scaliger z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vierundzwanzigste Epigramm aus dem Griechischen des Leonidas in der Anthologie genommen sei, warum hat man dem ohngeachtet bisher unterlassen, die Interpunction der zwei letzten Zeilen:

Fur habeas poenam, licet indignere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus,

nach den griechischen Zeilen:

Ἄλλ' ὡς ἐντεταμαι, φῶρ, ἐμβλεπε. τούτο δ' ἐρωτας,
Τῶν ὀλιγῶν λαχανῶν εἶνεκα; τῶν ὀλιγῶν,

zu berichtigen? nach welchen sie notwendig so aussehen muß:

— — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und so hat sie auch Salmasius in seinem Exemplare des Gruterischen Martialis wirklich beige geschrieben.

V.

Griechische Anthologie.

1.

Ich will hierunter sowohl das Werk des Planudes als des Kephalaß verstanden wissen. Wenn das letztere eben dieselbe Anthologie ist, welche seit den Zeiten des Salmasius so oft unter dem Namen der ungedruckten angeführet und genuzet worden, so haben wir es dem Hrn. D. Reiske zu verdanken, daß sie dieses Beiworts zum größten Teil nicht weiter bedarf. Wenn ich aber hinzusehe, daß beide Anthologien diesem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch seines scharfsinnigen Fleißes über die Planudische nicht zu berauben: so mag er bedenken, daß es Männer gibt, von denen man um so viel mehr fordert, je mehr sie gutwillig leisten. Ich wüßte wenigstens nicht, wodurch er seine so großen Verdienste um die gesamte griechische Litteratur stolzer krönen könnte als durch die Erfüllung dieses Wunsches. Und doch muß ich mich gegen ihn schämen, diesen Wunsch gethan zu haben, so lange sein patriotischer Eifer, der leider mehr als uneigennützig heißen muß, wahrlich nicht zur Ehre unserer Zeit und unsers Vaterlandes fortfährt, so wenig Unterstützung zu finden.

2.

Es ist aber, selbst nach der Bemerkung des Hrn. D. Reiske, so gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalaß, welche er aus der Leipziger Abschrift herausgegeben, die von dem Heidelbergischen, nun Vatikanischen Manuskripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie ist. Seine Vermutung von dem Barberinischen Codex, welchen Holstein und Mlatius gebraucht, scheint sehr gegründet zu sein,*) und Welch ein Glück wäre es, wenn sich in diesem wenigstens nur die unverfälschte Anthologie des Agathias fände und mit der Zeit an das Licht käme! Schon aus ihr, wenn denn nun auch die ursprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatischen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen vielleicht nur verleitet worden.

3.

Denn was stellet sich der größere Teil von Lesern, welcher die Anthologie nur vom Hörensagen und höchstens aus wenig Beispielen daraus kennet, überhaupt darunter vor? Was sonst als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen zu ihren besten Zeiten eigen war? Und diese Manier, wofür hält er sie anders als für das klare platte Gegenteil der Manier des Martials, welche sich vornehmlich durch Wit und boshafte Ueberraschung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieser Vorstellung, wenn man sie auch nur bei dem Planudes und Kephalaß auf die Probe bringt, sehr vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir sie gar gegen jene ersten ursprünglichen Sammlungen oder auch nur, wie gesagt, gegen die erste noch erträgliche Verfälschung und Verstümmelung derselben halten könnten! In dieser, des Agathias nämlich, war ein eigener Abschnitt satirischer Sinngedichte, noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauserei gewidmet war, nicht zu gedenken. Wenn diese aber nun in dem Kephalaß gänzlich fehlen; wenn sich Kephalaß, außer den verliebten Abschnitten, in welchen freilich mehr Empfindung als Wit sein mußte, nur auf die dedikatorischen und sepulkratischen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufschriften eingeschränkt, deren größtes Verdienst allerdings die Simplicität ist, deren Wirkung aber nicht aus dieser bloßen Simplicität, sondern zugleich aus dem sinnlichen Eindrucke entsprang, welchen das Denkmal machte: wie kann man ihn dem ohngeachtet zum allgemeinen Maßstabe annehmen, nach welchem es auszumessen, wie viel Wit die Griechen in allen verschiednen Gattungen des Epigramms geliebet und zu brauchen vergönnet haben?

*) *Praefat. ad. Anth. Const. Ceph.*, p. XIX.

4.

Es mag sich nun freilich wohl aus dem satirischen Abschnitte, welcher in dem *Rephalass* mangelt, verschiedenes in der Sammlung des *Planudes* finden. Allein was sich denn auch in dieser dahin Gehöriges findet, das ist von der Manier des *Martials* so weit lange nicht entfernt, als man sich einbildet. Ja, es sind nicht wenige Stücke darunter, die *Martial* selbst nicht geschraubter und spitzer hätte machen können und die, wenn man sie übersetzte, manchen vermeinten Kenner der griechischen *Simplicität* gewaltig irre führen würden. Ein Duzend von dieser Art habe ich unter meine Sinngedichte gestreuet: aber ich will den sehen, welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden soll, die ich aus dem *Martial* nachgeahmt oder übersetzt habe. Es ist nur Thorheit, sich einzubilden, daß *Witz* nicht auch den Griechen sollte *Witz* gewesen sein, ihnen, die so gern lachten als irgend ein Volk in der Welt und bei denen sich mehr als ein Schriftsteller bemüht hatte, der Kunst, das Lachen zu erwecken, eine *scientifiche* Form zu geben, wobei doch alles vornehmlich auf die Quellen der bei dem *Martial* so sehr verschrieenen *Pointen* hinauslaufen mußte.*) Man ist nicht zu fein, sondern zu stumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil sie nicht gerade die vornehmste und interessanteste ist. Alles ist gut, wenn es an seiner Stelle ist, aber von allen Arten des Geschmacks ist der einseitige der schlechteste. Man ist sicherlich weder gesund noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferin lieben kann.

5.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich *Martial* sogar nach solchen griechischen Stücken gebildet hat, welche seinen so ähnlich sehen. Er kannte den *Meleager*; und warum sollte er nicht auch die *Anthologie* desselben gekannt haben, da er sich eines von des *Meleagers* eigenen Epigrammen, welches sich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nämlich die Grabschrift, welche *Meleager* einem *Mesigenes* setzte:**)

Παρρητορ γη χαιρε' συ τον παρος οδ βαρυν εις σε
Αλαιγενην, καυτη νυν επεχοις αβαρης,

hat er fast wörtlich in den Schluß der Grabschrift auf seine kleine liebe *Crotion* übertragen:***)

Mollia nec rigidus cespes tegat ossa, nec illi,
Terra, gravis fueris; non fuit illa tibi.

*) *Cicero, De Orat.*, lib. II. cap. 63 et 71.

***) *Anth.*, lib. III. cap. 1.

****) *Lib. V. ep. 35.*

Indes muß ich, den eigentümlichen Reichtum des Martials nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieses Exempel das einzige in der gesamten Anthologie ist, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er sich dann und wann auch mit griechischen Einfällen beholfen. Denn so viel Ähnlichkeit auch mehrere von seinen Epigrammen mit dem oder jenem griechischen zu haben scheinen, so versteht es sich darum nicht gleich von selbst, daß eben er der Nachahmer gewesen. Ich muß von dem Alter des griechischen Verfassers sicher überzeugt sein, ehe ich das soll auf ihn kommen lassen. Denn offenbar ist es bei den meisten, daß nicht die Griechen von ihm, sondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß sie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert sich zwischen dem Epigramm eines gewissen Myrina's:*)

Ἦ τετρακοσι' ἐστίν· ἔχεις δὲ σὺ τοὺς ἐνιαυτοὺς
Δίς τοσσοὺς τρυφερῆ πεντακορῶν Ἑκαβῆ,
Σισοφου ὦ μὰ μῆ καὶ Δευκαλιωνὸς ἀδελφῆ.
Βάπτει δὲ τὰς λευκάς, καὶ λέγει πασι ταῦτα,

und diesem vom Martial:**)

Mammas atque tatas habet Afra, sed ipsa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma potest,

zwar allerdings eine große Verwandtschaft, und schwerlich dürfte das eine ohne Hilfe des andern sein gemacht worden. Denn beide verspotten sie eine eitle Närrin, die gern jünger scheinen möchte, als sie ist; nur daß das eine von ihr wirklich erzählt, was das andere ihr in dieser Absicht zu thun nur ratet. Aber welches ist hier das Original, und welches die Kopie? Das Alter des Myrina's ist ungewiß, und Herr D. Reiske gibt es selbst für nichts als eine Vermutung aus, daß dieser Myrina's der Rhetor L. Licinius Varro Murena sein könne.***)

Gingegen ist zwischen folgendem des Martials:†)

Lotus nobiscum est, hilaris coenavit, et idem
Inventus mane est mortuus Andragoras.
Tam subitae mortis caussam, Faustine, requiris?
In somnis medicum viderat Hermocratem,

und diesem des Lucillus:††)

Ἑρμογενῆ τὸν ἱατρον ἰδὼν Διοφαντοῦ ἐν ὕπνοις,
Ὅκ' ἐπ' ἀνηγεροῦ, καὶ περιαιμμά φερῶν,

*) *Anth.*, lib. II. cap. 9.

**) *Lib.* I. ep. 101.

***) *Notit. Poet. Anthol.*, p. 248.

†) *Lib.* VI. ep. 53.

††) *Anth.*, lib. II. cap. 22.

die Sache außer Streit, und Rader hätte nicht so unbedachtsam mit einem „e Graeco hoc est expressum“ das Original des Martials geradeweg zur Nachahmung erniedrigen sollen. Denn von dem Lucillus oder Lucillius, dem das griechische gehört, ist es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernsten möchte ich dem Martial sein so bekanntes und noch immer so oft anzuwendendes:*)

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto.
Hoc iudex sibi postulat probari:
Tu Cannas Mithridaticumque bellum
Et perjuriam Punici furoris
Et Syllas Mariosque Mutiosque
Magna voce sonas manumque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis,

streitig gemacht wissen. Gleichwohl schreibt Jarnabius in seinen Anmerkungen: „vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46. Anthol., unde hoc expressum.“ Das wäre mir ein schöner Commentator, der mich so ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer setzte! Oder verlohnte es sich nicht der Mühe, so etwas genauer nachzusehen, was verlohnte sich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Jarnabius hier zum Erfinder macht, ist der nämliche vorgedachte, von dem, wie gesagt, so viel gewiß ist, daß er später als Martial gelebt. Denn er hat unter andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht.***) Nun möchte ich zwar unter diesem nicht, wie Fabricius gethan,***) den sogenannten Satrosophisten verstehen, als noch nach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunterkommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweiten Jahrhundert gemeinet ist, welcher Leibarzt bei den Antoninen war, so bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod desselben machen können, wenigstens noch fünfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius selbst ist nicht schlecht, sie hat sogar Eigenes genug, daß sie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martials, sondern eines dritten Musters sein könnte; besonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derselben aus einem Sprichworte entlehnet sei,†) und nicht vielmehr das Sprichwort selbst seinen Ursprung daher hätte.

*) Lib. VI. ep. 19.

***) Anth., lib. I. cap. 39.

****) Bibl. Gr., Lib. III. cap. 28. p. 719.

†) Adagior. Chil. III. cent. I.

Leising, Werke. XV.

Hierüber aber, daß sich in einer alten griechischen Anthologie mehr Stücke finden sollen, welche aus dem Martial nachgeahmet worden, als solche, welche Martial daraus nachgeahmet, können sich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfasser derselben nicht recht kennen. Es finden sich darunter nicht nur sehr viel spätere Griechen, denen es üblich war, die lateinische Sprache zu lernen, sondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechisch genug gelernt zu haben glaubten, um ein Epigramm darin wagen zu dürfen.

6.

Auch ist, um sich von der gepriesenen Simplicität, selbst der ältesten und besten griechischen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux sehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht alles wissen, was man wissen müßte, um richtig davon zu urteilen, und nichts von so geringen Umständen abhänge als ein wichtiger Einfall.“

Es ist z. E. sehr möglich und sehr glaublich, daß in manchem griechischen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines historischen Umstandes zu sehen glauben, eine sehr feine Anspielung auf ganz etwas anders liegt und der historische Umstand selbst nichts weniger als nach den Worten zu verstehen ist. Ein Exempel wird meine Meinung deutlicher machen.

Es ist bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht ohnstreitig aus den zuverlässigsten Quellen werden genommen haben, sehr einstimmig von dem Tode des Sophokles melden, nämlich daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bei einem tragischen Wettstreite mit genauer Not endlich den Sieg davongetragen: „Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit.“*) Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieses Dichters:**)

Ἐσβεσθηρὴς γῆραις Σοφοκλεὲς, ἀνδρὸς ἀοιδῶν,
Ὀίνωπον Βακχοῦ βοτρῶν ἐρεπτομενός.

Nach diesem soll Sophokles an einer Weintraube erstickt sein. Zwei sehr verschiedene Todesarten dem ersten Ansehen nach. Vor Freuden sterben und an einer Beere den Tod finden, davon scheint eines dem andern ziemlich zu widersprechen; daher uns denn auch die Lebensbeschreiber des Sophokles recht gern die Wahl lassen, ob wir lieber dieses oder jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl,

*) Val. Max., lib. IX. c. 12; Plinius Nat. Hist., lib. VII. cap. 53.

**) Anth., lib. III. cap. 25.

wenn im Grunde keine Wahl hier stattfände? wenn Simonides, richtig verstanden, gerade eben das sagte, was Plinius und Valerius versichern? wenn er als ein Dichter nur unter einem schicklichen und schönen Bilde hätte sagen wollen, was diese als Geschichtschreiber ohne Bild sagen müssen? Denn man erinnere sich nur, unter wessen besonderm Schutze das Theater und alles, was zu dem Theater gehörte, stand. Eben der Gott, welcher die Menschen den Wein gelehret hatte, galt dafür, daß er sie auch durch die wilden und groben Freuden der Weinlese zu den feinern und menschlichen Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler Dionysische Künstler, und wenn es vergönnt war, das eine seiner Geschenke für das andere zu setzen, so konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine süße Traube heißen, womit er diesen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem solchen Siege dem Sieger tödlich, wie konnte dieses in der poetischen Sprache mit Fortsetzung der nämlichen Metapher anders lauten, als daß er an einer Beere dieser süßen Traube leider erstickt sei?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine strenge Art erwiesen werden, sondern der Leser, bei dem sie Glück machen soll, muß ihr mit seinem eigenen Gefühle zu Hilfe kommen.

Wer indes ihr seinen Beifall nur darum versagen wollte, weil noch andere alte Schriftsteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides den Worten nach zu sagen scheint, der thäte sehr unrecht. Denn alle diese andern Schriftsteller sind jünger als Simonides und haben den poetischen Ausdruck desselben entweder in seinem Geiste nachgebraucht oder wider seinen Geist verstanden. Jenes kann Sotades gethan haben, dieses hingegen ist von dem kläglichen Zusammenschreiber der „Μακροβίων“ sehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann gewesen sein. Es ist nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchschauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet, aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper selbst gehalten worden, so ist ganz begreiflich, wie sich mehrere hintergehen lassen und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er schwerlich mehr zu widerlegen stehet.

7.

Freilich dürfte bei dem allen dieses Exempel sehr einzig in seiner Art scheinen. Ich füge also ein zweites bei, welches diesen Anstoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu sein.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demostratus, der sich einem schlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet:*)

*) *Anth.*, lib. II. cap. 22.

Πριν σ' ἐναλειψασθαι Δημοστρατῆ, χαίρ' ἴερον φως,
 Ἐίπε ταλαν' οὕτως εὐκοπος ἐστὶ Δίων.
 Ὅδ' ἄλλοι μόνον ἐξετυφλωσεν ὀλυμπικόν, ἄλλα δὲ αὐτοῦ
 Εἰκονος ἣς εἶχεν τα βλεφαρ' ἐξεβαλεν.

Der Dichter gibt in diesen Zeilen dem Kranken den Rat, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer im voraus von dem lieben Tageslichte Abschied zu nehmen. Denn, sagt er, dieser Dion ist seiner Sache so gewiß, daß er einen andern Patienten, welches ein Olympischer Sieger war, nicht allein selbst stockblind gemacht, sondern auch die Bildsäule desselben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildsäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! das ist ja wohl eine sehr frostige Uebertreibung. Hat denn eine Bildsäule Augen, mit welchen sie wirklich sieht? Kann ein unglücklicher Quacksalber sie blinder machen, als sie wirklich ist? Oder, wenn nur die nachgebildeten toten Augen zu verstehen sind, wie hat er die Bildsäule um diese gebracht? Wirkte die schädliche Salbe durch Sympathie? Oder schlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieses zwar sagen die Worte, wenn man sie genau nimmt. Aber warum sollte Dion diese verwüstet haben? Wenn man schon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes sagen kann, daß er der geschworene Feind aller gesunden Augen sei, darf man darunter auch Augen verstehen, die ohnedem so sind, als ob sie aus seinen Händen gekommen wären? Eben so sinnreich würde man ja wohl alsdenn auch sagen dürfen, daß er allen Augen so feind sei, daß er selbst die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetschen Vergnügen finde?

Man sieht sich vergebens bei den Auslegern nach etwas um, wodurch dieser schale Wit Geist und Schärfe bekommen könnte. Sie übersetzen die Worte sehr treulich, aber wenn es von ihnen eingefallen, eine Umschreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns sicherlich verwirrter damit, als wir waren. So sagt z. B. Dpsopöus: „Non solum excaecavit Olympicum, sed propter imaginem, quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit.“ Man sieht wohl, daß er durch „propter imaginem“ das „δι' εἰκονος“ ausdrücken wollen. Aber was soll es heißen? Beneidete der Arzt seinen Patienten wegen der Ehre, sich im Bilde aufgestellt zu sehen? und war es Neid, warum er diesem Bilde die Augen ausschlug? Das wäre noch der einzige Verstand, den das „propter imaginem“ haben könnte, aber es wäre auch gerade der, welcher am meisten mit der Absicht des Ganzen stritte. — Etwas erträglicher lautet das griechische Scholion, das sich bei diesem Epigramme findet; denn es sagt doch wenigstens keine Ungereimtheit: „τυφλου γὰρ ὄντος αὐτοῦ ἐνδεχεται καὶ τὴν εἰκόνα τυφλῆν εἶναι.“ Der Scholiast meint nämlich, der Dichter habe weiter nichts sagen wollen als dieses: „Da der Sieger blind geworden, so habe auch die Bildsäule

nicht anders als blind sein können.“ Hiermit, könnte man sagen, bezog sich der Scholiast auf das Ionische der Statuen, welche die Olympischen Sieger erhielten, auf das Gesetz der Hellenodiken, nach welchem eine Art dieser Statuen nicht idealisch, sondern nach der besten und strengsten Ähnlichkeit gearbeitet sein mußte. *) Aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieser gelehrtere Umstand dem Scholiasten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezelet, so hat er offenbar eine ganz falsche Anwendung davon gemacht. Denn erstlich galt das Gesetz von Beobachtung der möglichsten Ähnlichkeit nur bei dem dreimaligen Sieger, für welchen man den in der Aufschrift ohne Beweis annehmen mußte, und zweitens mußte sich ja wohl diese Ähnlichkeit auf den Zustand, in welchem er siegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchem er durch Unglücksfälle geriet. Endlich, was wäre denn auch bei dieser Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche notwendige Folge als ein zweiter, freiwilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz, der wahre, einzige Aufschluß dieses Epigramms ist aus einer Bemerkung an den alten Bildsäulen herzuleiten, welche man bei den alten Schriftstellern zwar von weitem angedeutet findet, die aber nur erst von den neuesten Altertumsforschern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieser Art, in ihr völliges Licht gesetzt worden. **) Da nämlich die Bildhauerei nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche sichtbar ist, ausdrücken soll, so kann sie von dem menschlichen Auge weit weniger nachahmen als die Malerei. Der ganze Augapfel, auf welchem diese so vieles zu unterscheiden findet, ist für sie weiter nichts als eine ründliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Teil des Lebens für sie verloren gehen würde, so haben es schon sehr alte Meister gewagt, durch einen Schritt über die Grenzen ihrer Kunst die Malerei hier wiederum einzuholen. Sie machten nämlich den Augapfel entweder aus einem weißern, glänzenden Marmor, als die Bildsäule selbst war, oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorstellte, in der Mitte aber ausgeschnitten war, um einen Stein zu fassen, der die Farbe der Iris nachahmte und in dessen Mittelpunkt wiederum ein Edelstein befestiget war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildsäule, von welcher in unserm Epigramme die Rede ist, von solcher Beschaffenheit gewesen, und erinnere sich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Ärzten sehr oft gemacht wurde: und ich meine, wir verstehen den Dichter nunmehr so, wie wir ihn verstehen sollen.

*) *Plinius H. N.*, lib. XXXIV. sect. 9.

**) *Winkelmanns Anmerkungen über s. „Geschichte der Kunst“*, S. 81.

Es war aber, was man den alten Aerzten, außer ihrer Unwissenheit und Vermessenheit, sonst vorwarf, nichts Geringeres als dieses, daß sie nicht immer reine Hände behielten und aus den Häusern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieses Schlags war jener Arzt in der Aesopischen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an schlimmen Augen kurieret hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn unter dem zweideutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil sie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergestellt wären, mit welchen sie verschiedene Dinge in ihrem Hause nicht mehr sähe, die sie vor den Besuchen des Arztes doch zuverlässig darin gesehen habe.*) Dieses Schlags war jener Herodes, von welchem Martial erzählt:**)

Clinicus Herodes trullam subduxerat aegro:
Deprensus dixit: Stulte, quid ergo bibis?

Dieses Schlags war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt:***)

Φαρμακῆσι ῥόδων ἑσπραν καὶ χοιραδας αἶρει,
Τάλλα δὲ παντ' αἶρει καὶ δίχα φαρμακῶν.

Und, mit einem Worte, eben dieses Schlags war unser Dion. Dergleichen eingefetzte Augen, als ich gesagt habe, waren Dinge von Wert, und diese brach Dion der Bildsäule seines Kranken bei einer guten Gelegenheit aus. Das ist der eigentliche zweite Vorwurf, den ihm der Dichter macht, und der ganze epigrammatische Wit liegt in der Aehnlichkeit, welche dieser zwischen der That, deren sich Dion als Dieb schuldig machte, und der That, die er als ein ungeschickter Arzt verübte, zu finden wußte.

8.

Außer ihrem poetischen Werte hat die griechische Anthologie noch einen andern, der, wenigstens in den Augen des Gelehrten, jenem bei weitem den Vorzug streitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die sonst nirgends zu finden und auch lange nicht so verbraucht sind, daß nicht noch igt hundert Dinge, die man entweder gar nicht oder nicht hinlänglich versteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beispiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Musäus? und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte sich mit Aufklärung der geringsten Schwierigkeiten desselben beschäftigt haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zusammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, ist ein sehr wesent-

*) Fab. 21.

**) Lib. IX. ep. 98.

***) Lib. II. cap. 22. ep. 18.

licher Umstand, der durch das ganze Gedicht herrschet, von ihnen allen völlig unerörtert geblieben. Ich meine den Umstand des Orts, an welchem eigentlich der interessanteste Teil der Geschichte vorgeht.

Es heißt nämlich, daß Hero, die Heldin des Gedichts, fern von ihren Eltern am Meere in einem hohen Turme gewohnt habe.*)

Πύργον ἀπο προγόνων παρα γειτονι ναϊσ θαλασση.

Wie kömmt es, daß man uns so gar nichts von diesem Turme sagt? Ich kann nicht glauben, daß schlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit diesem Turme für eine Bewandtnis gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigstens sehr unrecht gethan, seine Leser für eben so gelehrt als sich selbst zu halten. Denn wahrlich versteht sich die Sache nicht von selbst. Hero war Priesterin der Venus zu Sestos; der Tempel dieser Göttin, an welchem sie stand, lag in der Stadt; in diesem Tempel in der Stadt ward das Fest gefeiert, bei dem sie Leander zuerst erblickte: wie nun, daß sie gleichwohl nicht in diesem Tempel in der Stadt, sondern außer der Stadt, am Meere, in einem Turme wohnte? Was war das für ein Turm? und was waren ihre Berrichtungen in diesem Turme?

Ich bekenne, daß ich mir selbst auf diese Fragen, über die, wie gesagt, in allem, was Noten über den Musäus heißt, ein tiefes Stillschweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe, bis ich endlich auf zwei Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erscheint Venus als die Beherrscherin des Meeres; in beiden wird eines Hauses und einer Stätte gedacht, welche der Göttin an dem Ufer geheiligt waren. Allem Ansehen nach war also auch die Venus, die zu Sestos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Cyploa, oder was sie sonst für einen Namen in jener Würde führte, und der Turm, welchen ihre Priesterin bewohnte, war gleichsam eine zu jenem Tempel gehörige Kapelle, die außer der Stadt an dem Ufer zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reisenden erbauet war.

Das erste dieser Epigrammen gehört einem Antipater und lautet so:

Λιτος μοι ὄμοσ οὗτος (ἐπει παρα κυματι πηγῶ
 Ἰδρυμαι, νοτερης δεσποτις ἡϊονος),
 Ἄλλα φίλος ποντῶ γαρ ἐπι πλατυ δειμαινοντι
 Χαιρω, και ναυταις εἰς ἐμε σωζομενοισ.
 Πλασκου την Κυπριν. ἐγω δε σοι ἢ ἐν ἐρωτι
 Οὐριος, ἢ χαροπῶ πνευσομαι ἐν πελαγει.

„Gering ist dies mein Haus, mir, der schäumenden Wogen Gebieterin, hier am feuchten Ufer errichtet; und doch ist es mir lieb.

*) V. 32.

Denn ich freue mich, wenn weit und breit das Meer vor mir erschrickt und der Schiffer mir seine Rettung danket. Versöhnet Kypris! Ich bin es, die in der Liebe, ich bin es, die auf der stürmenden See mit günstigem Winde beglückt." — Was Antipater *δομος* nennet, heißt bei dem Musäus *πυργος*, und es ist natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See sehen und vor Ueberschwemmung gesichert sein sollen, die Höhe und Form eines Turmes werde gehabt haben. So ist es auf den Münzen und geschnittenen Steinen, auf welchen die Geschichte des Leanders abgebildet zu sehen, auch wirklich ein Turm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegenleuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeschrieben wird, ist noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Berrichtung erhellet, welche einer Priesterin der Venus in einem dergleichen Turme obgelegen.

Κυπριδος οὗτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἐπλετο τηνα
 Αἰεν ἀπ' ἠπειρου λαμπρον ὄραν πελαγος,
 Ὅφρα φιλον ναυτησι τελη πλοον, ἀμφι δε ποντος
 Δειμαινη, λαμπρον δερκομενος ξοανον.

„Der Kypris ist diese Stätte! Ihr gefällt, vom festen Gestade immer auf ruhige glänzende Fluten zu blicken, dem Schiffer zur glücklichen Fahrt. Ihr strahlendes Bild erscheint: die Wogen erschrecken und fallen.“ Aus den letzten Worten ist sicher zu schließen, daß bei entstehenden Stürmen das Bildnis der Venus zu oberst auf dem Turme ausgestellt worden, um das tobende Meer durch Erblickung seiner Beherrscherin zu besänftigen. Diese Ausstellung war denn also das Geschäft der Priesterin, und ich irre mich sehr, wenn nicht hieraus auch der streitige Verstand einer besondern Stelle des Musäus außer allem Zweifel gesetzt wird. Musäus nämlich nennet die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele steckte, *ἔρωτος ἀγαλμα*:*) und die Ausleger sind äußerst uneinig, wie dieses *ἀγαλμα* hier zu übersetzen; ob durch *simulacrum*, oder *signum*, oder *forma*, oder *indicium*, oder *solatium*. Ich glaube aber, *ἀγαλμα* soll das *ξοανον* der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildsäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgesteckte Fackel, mit Anspielung auf die Ausstellung der wirklichen Bildsäule der Göttin der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erste Uebersetzung durch *simulacrum* die richtigere; oder wenn man ja *signum* dafür brauchen wollte, so müßte es doch nur in dem Verstande geschehen, in welchem dieses Wort nicht für ein Zeichen überhaupt, sondern für eine Art von *simulacris* genommen wird, und das Beiwort *laetabile*, welches K r o m a y e r dabei für nötig erachtet, wäre eben so überflüssig als falsch.

Auf welchen von solchen Ufertempeln der Venus das eine oder

*) V. 8.

das andere dieser Epigrammen eigentlich gehe, ist nicht zu bestimmen. Es gab deren an den Küsten von Griechenland und den Inseln des Aegeischen Meeres mehr als einen, wie aus verschiedenen Stellen des Pausanias zu ersehen.

9.

Nicht minder reich an dergleichen sonst nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen ist die Anthologie des Kephalaß. Eine einzige dieser Art, was für grundgelehrten und wundersinnreichen Mutmaßungen kann sie nicht auf einmal den Garaus spielen. J. C.

Wer war wohl der Glykon, dessen in den bekannten Zeilen des Horaz, *)

Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Ansehen nach ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergibt sich von ihm aus der Stelle selbst nicht; aber wie wenig ist das für einen Ausleger, der Gelehrsamkeit zeigen soll! Heinsius erinnerte sich, bei dem Laertius gelesen zu haben, daß der peripatetische Philosoph Lykon, das dritte Haupt dieser Schule nach dem Aristoteles, ein vorzüglich guter Ringer gewesen sei. Weil nun dieser Lykon wegen seiner süßen Beredsamkeit auch wohl Glykon genennet worden, so entschied Heinsius, daß Horaz keinen andern als ihn gemeinet habe. Es ist sonderbar, auf diese Weise einen Philosophen, der zum Vergnügen und der Gesundheit wegen die Gymnastik übet, in einen Ringer von Profession zu verwandeln. Und doch ist diese Meinung des Heinsius noch lange so abenteuerlich nicht als eine andere, welche Spence uns gern eingeredet hätte. Weil nämlich der Farnesische Hercules, eine der berühmtesten Bildsäulen, die aus dem Altertume übrig geblieben, nach Aussage der Aufschrift von einem Künstler Namens Glykon gearbeitet worden, so urteilte Spence, der so gern Anspielungen auf Kunstwerke in den alten Dichtern fand, daß eben diese Bildsäule schon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt gewesen und daß sie es sei, welche der Dichter unter dem Namen ihres Meisters wolle verstanden wissen.***) Er machte also aus einem Ringer einen Gott, aus einem Menschen einen Stein.

*) Lib. I. epist. I. v. 28.

**) The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then, than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules

Es würde Mühe kosten, einem Heinsius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meinungen so deutlich zu zeigen, daß sie selbst davon abstecken zu müssen glaubten. Ein Glück also, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalaß dieser Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon aus den Zeiten des Horaz kennen lernen, der zuverlässig kein anderer gewesen als der, welchen Horaz selbst zum Beispiele angezogen.*) Es lautet so:

Γλυκων, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
 Ὀ παμμαχων κεραυνος, ὁ πλατος ποδας,
 Ὀ καινος Ἄτλας, αἱ τ' ἀνικητοι χερρες,
 Ἔρρον' τοιονδε προσθεν οὐτ' ἐν Ἰταλοις,
 Οὐδ' ἐν Ἑλλαδι το πρωτον, οὐτ' ἐν Ἑσιδι
 Ὀ παντα νικων Ἀϊδης ἀνετραπεν.

Ich sage, daß der Glykon, auf dessen Tod dieses Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz gewesen. Denn ob schon der Verfasser desselben nicht völlig gewiß ist, indem es einige einem Antipater, andere einem Philippus zuschreiben, so haben doch beide, wenn man unter ersterm den Thessalonier versteht, zu den Zeiten des Augustus gelebt. Das Beiwort des Unüberwundenen, welches sowohl Horaz als der griechische Dichter diesem Glykon gibt, scheint die Sache vollends außer Streit zu setzen.

Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verse. —

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. „You can never come to see sharply as Lynceus; would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases.“

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the ancient mythology; than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure represents him as having just finished the last labour enjoined to him by the order of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. (*Polymetis, Dial. IX. p. 115. n. 10.*)

*) *Anth. Ceph.*, carmen 785. Edit. Reisk. p. 168.